

Impressum

QUER – denken, lesen, schreiben
ISSN 1860-9805

Herausgeberinnen:

Frauenrat (Birgit Babitsch, Andrea Budde, Ilka Gatzemeier, Jan Kiebert, Filiz Küçük, Marion Morgenstern, Gudrun Piechotta, Ilona Schweitzer) und Frauenbeauftragte (Evelyn Tegeler) der Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Pflege/Pflegermanagement

Redaktion der Ausgabe 12/2006 zum Themenschwerpunkt „Queer“:

Evelyn Tegeler (Frauenbeauftragte), Leah Carola Czollek (Lehrbeauftragte, stellv. Frauenbeauftragte), Filiz Küçük (Studentin, Tutorin im Büro der Frauenbeauftragten, verantw. Redakteurin), Ilka Gatzemeier, Marion Morgenstern, Regina Rätz-Heinisch, Mathilde Haubricht, Ingrid Neunhöffer

Postanschrift:

Alice-Salomon-Fachhochschule
University of Applied Sciences
Büro der Frauenbeauftragten/ QUER-Redaktion
Alice-Salomon-Platz 5
12627 Berlin-Hellersdorf
Fon: 030-99245-322 o. -320
Fax: 030-99245-245
E-Mail: quer@asfh-berlin.de
URL: <http://www.asfh-berlin.de/frauen>

Layout und Satz:

Britta Ruge
britta.ruge@buero-im-norden.de

Druck:

Druckerei der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin (siehe Postanschrift). Dank an Norbert Otto.

Stand:

1. Auflage 02/06: 1000

Abonnement:

QUER erscheint zwei- bis dreimal im Jahr und ist kostenfrei zu beziehen. Bestellungen nimmt die Redaktion unter der o.g. Postanschrift entgegen.

Allgemeine Hinweise:

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

Die Redaktion und AutorInnen arbeiten ehrenamtlich. Wir freuen uns über Zuschriften und Beiträge. Leider können wir jedoch keine Honorare zahlen.

Bildnachweis:

Die Grafiken auf der Titelseite und auf Seite 2 sind von Britta Ruge. Die Cartoons auf den Seiten 40 und 59 sind von Dani von Eiff. Alle Fotos sind von den AutorInnen zu Verfügung gestellt worden.

Queer



- **Queer-Theorien:**
Kritiken – Hintergründe – Alternativen – Bedeutungen
- **Lebensweltorientierung:**
Professionelles Arbeiten mit lesbischen und schwulen SeniorInnen
- **Prinzipismus**
Zweigeschlechtlichkeit
- **Dialog zum Thema**
(Un-)Sichtbarkeit von Transgender an der ASFH
- **„Gender“ – Pathologisierung einer Kategorie?**

Liebe Leserinnen und Leser!

Die vorliegende Ausgabe der „QUER“ beschäftigt sich im Schwerpunkt mit dem Thema „Queer“. Es erwartet Sie ein breites Spektrum an informativen und interessanten Beiträgen.

In einer Einführung nimmt Gudrun Perko eine analytische Einteilung von Queer-Theorien im deutschsprachigen Raum in drei Varianten vor. So soll geklärt werden, wie Queer verwendet wird, was damit assoziiert wird und wer sich als Queer bezeichnet. Perko erweitert die Theorie um die plural-queere Variante, weil diese ihrer Ansicht nach den größtmöglichen Handlungsspielraum für Menschen bietet. Sie erläutert exemplarisch, welche Kritiken mit welchem Hintergrund Queer-Theorien in ihrer pluralen Variante öffentlich machen, welche Alternativen sie darstellen und welche Bedeutungen jene Ansätze haben. Im Zuge dessen werden u.a. Aspekte wie Heterosexualität, Heteronormativität und das Konzept der (eindeutigen) Identität thematisiert. Von diesem Ansatzpunkt aus skizziert Perko Queer-Theorien als spezifische Geschlechtertheorien, gesellschaftskritische Theorien als auch Diversity- und Pluralitätstheorien.

Ulrike Klöppel diskutiert anhand deutscher Fachliteratur, welches Verständnis von Geschlecht und Intersexualität und welches Menschen- und Gesellschaftsbild mit jener Problemstellung einhergeht; Grundsätze und Bilder, die bisher verhindern, dass die betroffenen Menschen selbst darüber bestimmen können, ob und wenn ja, welche Probleme vorliegen.

Bezug nehmend auf die Erfahrung aus der Fortbildungsarbeit zum Thema gleichgeschlechtliche Lebensweisen, vergegenwärtigen Nordt und Kugler in ihrem Artikel, welche Faktoren für die lebensweltorientierte professionelle Pflege von lesbischen und schwulen SeniorInnen relevant sind und wie sie durch spezielle Fortbildungskonzepte für Fachkräfte der SeniorInnenarbeit adäquat erreicht werden können.

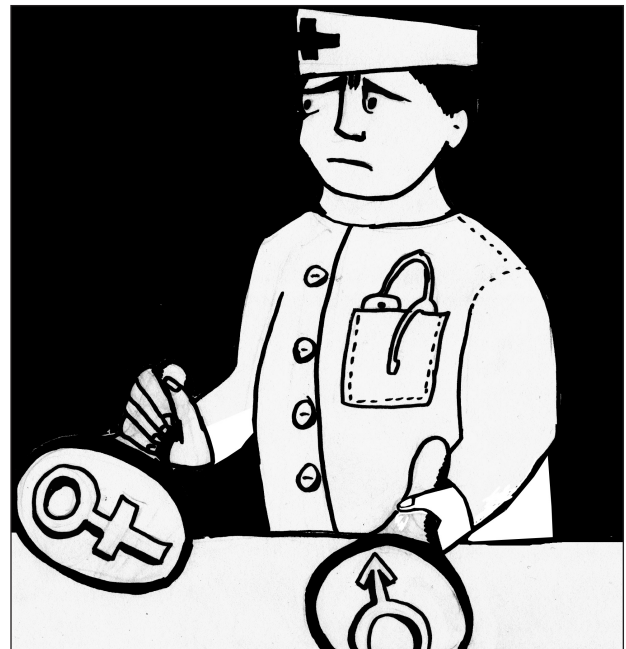
Lena Eckert beschäftigt sich in ihrem Artikel zum Schwerpunktthema damit, wie die Kategorie „Gender“ in der Forschung zu Intersexualität institutionalisiert und wie damit die Kategorie „Sex“ festgeschrieben wurde.

Einen offenen persönlichen Dialog zum Thema „Quer“ führen Jan, Kerstin und Sam – Studierende der ASFH – und erläutern aus eigener Erfahrung die (Un-)Sichtbarkeit von Transgender an der Fachhochschule.

Noch eine Information in eigener Sache: Von der Deutschen Bibliothek (Nationales ISSN-Zentrum) haben wir, auf unseren Antrag hin, eine ISSN-Nummer für unsere Zeitschrift zugeteilt bekommen. Sie befindet sich ab dieser Ausgabe im Impressum und wird später auch auf dem Umschlag erscheinen. Die Zeitschrift „QUER – denken, lesen, schreiben“ ist somit als fortlaufende veröffentlichte Publikation in ihrer Gesamtheit eindeutig identifiziert. Die Information über diese Veröffentlichung wird in dem Zusammenhang kostenlos und weltweit verbreitet.

Wir wünschen Ihnen eine interessante und diskussionsanregende Lektüre.

Filiz Küçük & Evelyn Tegeler



- 1 Impressum – ISSN 1860-9805**
- 2 Editorial**
- Schwerpunkt – heavy point: Queer**
- 4 Gudrun Perko:** Queer-Theorien als Denken der Pluralität: Kritiken – Hintergründe – Alternativen – Bedeutungen
- 12 Ulrike Klöppel:** Prinzipismus Zweigeschlechtlichkeit. Zum Menschen- und Gesellschaftsbild in der medizinisch-psychologischen Umgangsweise mit Intersexualität
- 23 Stephanie Nordt/ Thomas Kugler:** Vom Standardblick zur Lebensweltorientierung: Professionelles Arbeiten mit lesbischen und schwulen SeniorInnen
- 26 Lena Eckert:** „Gender“ – Pathologisierung einer Kategorie? Oder: wie die Kategorie „gender“ in der Intersexualitätsforschung erfunden wurde und damit die Kategorie „sex“ festgeschrieben wurde
- 28 Regina Rätz-Heinisch:** SozialarbeiterInnen haben viele Geschlechter oder Wie ich von einem Jugendlichen „Papa“ genannt wurde!
- 30 Ingrid Neunhöffer:** Homosexualität in der Arbeit mit Jugendlichen
- Zahlen – drowning by numbers**
- 32 Evelyn Tegeler:** Das statistische Verhältnis der Geschlechter an der ASFH – aktuelle Zahlen aus den Statusgruppen
- Genderfragen – update**
- 34 Liane Behrendt:** Wie weit ist Gender schon im Mainstream?
- ASFH-Alltag – big sister is watching you**
- 37 Gabriele Koné:** Impressionen einer Projektreise mit Kind nach Amsterdam im April 2005
- ASFH-Geflüster – whispery gallery**
- 38 Marion Morgenstern:** Neue Mitarbeiterin im Büro der Frauenbeauftragten
- 39 Gordon Friedrich:** Gedanken zum Referat „Männer“
- 40 Cartoons von Dani von Eiff**
- Frauen im Ausland**
- 41 Brigitte Hinteregger:** „Queere Ansätze aus der praktischen und theoretischen Arbeit der Unabhängigen Frauenbeauftragten der Stadt Graz“
- 43 Kathrin Renusch:** Frauen in Brasilien
- Metropolizahn**
- 45 Christian Hamm:** „Macht mal ein bisschen schneller, ich werde bald 80“
Village e.V. – ein Haus für Lesben und Schwule im Alter
Wohnen und Pflegeberatung – ein Selbsthilfeprojekt stellt sich vor
- 50 Renate Heike Rampf:** Homosexualität in Migrationsfamilien. Ein Modellprojekt des Lesben- und Schwulenverbandes entwickelt Konzepte zur Sensibilisierung und Aufklärung für Familien mit Migrationshintergrund
- 52 Kerstin Hellwig:** Mein Praktikum bei der Senatsverwaltung im Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen
- 55 ABqueer e.V.**
- 56 Transgender-Netzwerk Berlin**
- 56 Think pink – go drag – come queer.** Die AG gender-killer stellt sich vor
- 57 AG TransInterGenderSex (TIGS):** Stoppt die Genitalverstümmelung an Intersexuellen. Medizinkritische Aktion zum 5. Berliner Symposium für Kinder- und Jugendgynäkologie im April 2005
- 58 Mutvilla:** LesBiSchwulQueer an der HUB
- Internetseiten – websisters**
- 59 Queer im World Wide Web,** mit Cartoon von Dani von Eiff
- Bücherschau – booklook**
- 60 Bücher zum Schwerpunktthema**
- 61 Sechs Buchrezensionen**
- Dialog – maloquet**
- 66 Jan/ Kerstin/ Sam:** Dialog zum Thema (Un-)Sichtbarkeit von Transgender an der ASFH
- 68 Veranstaltungskalender – last but not least**

Queer-Theorien als Denken der Pluralität: Kritiken – Hintergründe – Alternativen – Bedeutungen

Gudrun Perko

*„Kaum ein Begriff ist während der neunziger Jahre in politischen Gruppen und akademischen Zirkeln so angekommen wie queer. Er zielt Partyplakate und Songtexte, Zeitschriften und Dissertationen. Wer an einer neuen Hoffnung für politische Protestbewegungen feilt oder das akademische Establishment angreifen will, wer einen Namen für persönliche Ausdrucksformen sucht, die nicht ins gängige Hetero-Geschlechter-Schema passen, aber auch wer einfach nur in sein will, kurz: wer auf der Suche nach etwas Neuem, Ungewöhnlichem ist, kommt an queer schwerlich vorbei.“
(Annemarie Jagose 2001)*

Queer-Theorien lassen sich nicht als theoretische Spinnerie abtun. Ihnen gilt jene gesellschaftliche Wirklichkeit als Ausgangspunkt, in der Menschen nicht anerkannt werden, mit Gewalt konfrontiert sind, verfolgt, geschlagen, getötet werden, weil sie nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechen, weil sie – im Geschlechterbereich – nicht der heterosexuellen Norm entsprechen oder entsprechen wollen. Ausgangspunkt queerer Analysen ist also die kritische Bezugnahme auf eine gesellschaftliche Wirklichkeit, in der nicht allen Menschen die gleichen Rechte, die gleichen Möglichkeiten und die gleichberechtigte Partizipation an gesellschaftlichen (d.h. sozialen, materiellen, politischen, kulturellen...) Ressourcen zukommt. Unter Rekurs auf Menschenrechte und Gerechtigkeit beanspruchen queere Menschen diese Ressourcen, stellen instituierte Hierarchien radikal infrage und evozieren so Fragen nach Macht-, Herrschafts- und Gewaltverhältnissen. Als Instrumentarien dafür fungieren Theorie, Kunst und Kultur ebenso wie verschiedene Formen der politischen Praxis. Wie das obige Zitat verdeutlicht, wird aber unter Queer – aus den USA im deutschsprachigen Raum übernommen – Verschiedenes verstanden. Trotz ähnlicher Gesellschaftskritiken unterscheiden sich queere politische Projekte und wissenschaftliche Beiträge in ihren Schwerpunkten. Eine analytische Einteilung von Queer-Theorien im deutschsprachigen Raum in drei Varianten soll in meinem Beitrag deshalb klären, wie Queer verwendet wird, was darunter verstanden wird und wer sich mit Queer bezeichnet.

Einig sind sich Vertreter_innen¹ von Queer-Theorien in der Intention, u.a. Heterosexualität, Heteronormativität und eindeutige Identitätsmodelle zu dekonstruieren, d.h. zu verschieben, zu verrücken, aufzubrechen und zu transformieren. Unterschiedlich ist die Radikalität der Vorstellung

der verschiedenen Vertreter_innen, wie offen Pluralität als existierende Vielfalt menschlichen Seins und menschlicher Lebensweisen gedacht wird. Diese Auseinandersetzung greife ich auf, richte den Blick auf Strukturen und Mechanismen einer mit Identität operierenden Ordnung, in der die einen eingeschlossen, die anderen ausgegrenzt sind, und stelle die plural-queere Variante affirmativ vor, die Queer als (politisch-strategischer) Überbegriff für alle Menschen verwendet, die der gesellschaftlich herrschenden Norm nicht entsprechen oder nicht entsprechen wollen: Transgender, Cyborgs, Intersexen, Drags, Lesben, Schwule, Camps unterschiedlichster kultureller Herkünfte, Religionen, Hautfarben u.v.m. Meine Intention, das Augenmerk auf die plural-queere Variante zu legen basiert darauf, dass sie den größtmöglichen Handlungsspielraum für Menschen bietet. So gehe ich exemplarisch darauf ein, welche Kritiken mit welchem Hintergrund Queer-Theorien in ihrer pluralen Variante öffentlich machen, welche Alternativen sie vorstellen, und welche Bedeutungen diese Ansätze haben. Zur Sprache kommen Heterosexualität in den Kategorien Mann/Frau als vermeintlich natürliche Setzung und Heteronormativität, die Unzulänglichkeit des begrenzten Blicks auf Sex und Gender sowie das Konzept der (eindeutigen) Identität, der Bildung abgeschlossener Gruppen und der Identitätspolitik. Davon ausgehend zeige ich Queer-Theorien als spezifische Geschlechtertheorien, gesellschaftskritische Theorien, Diversity- und Pluralitätstheorien.

Als Modell steht, wie ich abschließend argumentiere, Pluralität nicht nur einem festgezurrten Identitätsdenken und Identitätspolitik gegenüber, sondern spricht sich im ethischen und politischen Sinne für einen anderen Umgang miteinander aus. Soll gleichberechtigte Anerkennung, in der Differenzen nicht aufgehoben oder ausgelöscht werden, in allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens verwirklicht werden, so sind nicht nur theoretische Entwürfe gefragt, sondern Handeln im politischen Sinne, das keinem Identitätsbegriff geschuldet ist.²

Woher kommt Queer, was bedeutet Queer?

Der Begriff Queer etablierte sich in den USA als Bezeichnung eines politischen Aktivismus und einer Denkrichtung, den Queer-Theorien bzw. Queer-Studies. In den USA fungierte Queer lange Zeit als Schimpfwort³ gegen jene, die

den gesellschaftlichen Normen geschlechtlicher und sexueller Identitäten (Heterosexualität in ihrer Zweigeschlechtlichkeit) nicht entsprachen, also gegen Schwule, Lesben etc. Entgegen des schimpfwörtlichen Alltagsgebrauchs wurde der Terminus Queer in den USA zunächst vereinzelt als positive Eigenbezeichnung verwendet und seit Ende der 1980er Jahre, Anfang der 1990er Jahre vermehrt affirmativ gebraucht. Als Initiator_innen dieser Selbstbezeichnung gelten Schwarze und Colored homosexuelle Frauen und Männer an den sozialen Rändern US-amerikanischer Metropolen. Davon ausgehend wurde der Terminus zu einem Sammelbegriff für einen politischen Aktivismus, den Queer Politics, sowie für eine Denkrichtung, den Queer-Theorien bzw. Queer-Studies.⁴ Die Bezeichnung für die wissenschaftliche Ausrichtung – Queer-Theory – entstand 1991 und wurde durch Teresa de Lauretis als Möglichkeit vorgeschlagen, kategoriale und identitätspolitische Einschränkungen zu überschreiten (dazu siehe weiter unten).⁵ Queer wurde als Politik der Sichtbarmachung mit der Kritik an heterosexueller Normativität und Zweigeschlechtlichkeit und als Kritik an schwul-lesbische Identitätsmodelle (Lesbian und Gay Identity) und ihren produzierten Ausschlüssen bestimmter Menschen, konstituiert. Explizite Intention von Queer war es, vielfältige Differenzen von Menschen anzuerkennen.⁶

Im deutschsprachigen Raum wurden Queer-Theorien in erster Linie über Judith Butlers Analysen darüber aufgegriffen, dass Sex (biologisches Geschlecht) immer schon Gender (sozial/kulturell konstruiertes Geschlecht) gewesen ist. Kontrovers diskutiert werden bis heute Butlers Auseinandersetzungen zu Queer, insofern sie davor warnt, den Begriff als fest umrissene Identitätskategorie zu verstehen.⁷ Das entspricht der Unmöglichkeit, Queer als positive Eigenbezeichnung eindeutig ins Deutsche zu übersetzen (am ehesten wird der Terminus „seltsam“ affirmativ herangezogen, um ein Gegen-die-Norm-Sein anzudeuten; nur im weiteren Sinne kann die Verbindung zwischen *queer* und *quer* hergestellt werden). Damit korrespondieren unterschiedliche Ansätze, Denkrichtungen und politische Praxen, die zwar in ihren Gesellschaftskritiken Analogien aufweisen, sich aber in ihren Schwerpunktsetzungen unterscheiden.

Unterschiedliche Varianten der Verwendung von Queer

Ungeachtet des modischen Gebrauches, bei dem „Schick-Sein“ mit Queer bezeichnet wird, lässt sich zurzeit eine analytische Einteilung in drei Varianten zeigen:

- (1) die (feministisch)lesbisch-schwul-queere Variante,
- (2) die lesbisch-bi-schwul-transgender-queere Variante und
- (3) die plural-queere Variante.

Diese Varianten drücken unterschiedliche Auffassungen aus, wer bzw. welche Lebensweisen mit dem Begriff Queer umfasst werden.⁸

(1) Variante: die (feministisch)lesbisch-schwul-queere Richtung

In der BRD wurde relativ rasch auf die Unterschiede der Bedeutung von Queer zum anglo-amerikanischen Raum hingewiesen. Im Zentrum stand dabei, dass queere und feministisch-lesbische Perspektiven in der BRD aufeinander bezogen und nicht als sich wechselseitig ausschließende begriffen würden. Corinna Genschl hebt hervor, dass Queer in der BRD zu einem Zeitpunkt diskutiert wurde, als sich „die schwul-lesbische Identitätspolitik erst entwickelte“.⁹ Queer fungiere hier eher als Synonym für lesbisch/schwul und weniger als Reaktion auf ausschließende Identitätspolitiken politischer Bewegungen wie in den USA. Sabine Hark argumentiert den Zusammenhang von Lesbenforschung und Queer-Theorie.¹⁰ Hervorgehoben wird immer wieder auch die Verbindung zum Feminismus. Mit der synonymen Verwendung von Queer mit (feministisch)-lesbisch oder schwul korrespondieren Auffassungen, die im akademisch-universitären Feld unter Queer-Studies Feminist-, Lesbian- und Gay-Studies verstehen.

Queere Projekte gelten in dieser Variante als Projekte von/für Lesben, von/für Schwule und stehen zuweilen im Zeichen des Feminismus. Queer-Theorien oder Queer-Studies werden als Feminist- und Lesbian-Studies bzw. Gay-Studies, oder in enger Verbindung dazu verstanden. Das bedeutet allerdings nicht, dass sich alle Lesben oder alle Schwule selbst als Queer bezeichnen. Im Gegenteil: heftig und kontrovers werden Zugehörigkeits- und Abgrenzungsfragen diskutiert, wird die Frage aufgeworfen, wer sich mit Queer angesprochen fühlt, wer nicht. Diese Diskussionen führen allgemeiner (und ungeachtet der Wichtigkeit von Feminist- und Lesbian-Studies bzw. Gay-Studies) zur Frage der kategorialen und identitätspolitischen Bestimmung, deren Einschränkung Teresa de Lauretis zu überwinden trachtete: Inwiefern bringt jene Synonymisierung ein konzeptionelles „Wir“, d.h. ein Gebilde kollektiver Identität ins Spiel, dem Strukturen von Ausgrenzung als auch Mechanismen der Reproduktion dieser Strukturen inne liegen? Über die Tatsache hinaus, dass sich nicht jede (feministische) Lesbe oder jeder Schwuler als Queer bezeichnet und bezeichnet werden will, werden in der (feministisch)lesbisch-schwul-queeren Variante Dazugehörigkeiten bzw. Nicht-Dazugehörigkeiten über drei Kategorien bestimmt und damit Einschränkungen vorgenommen. In der Praxis wird jene Einschränkung deutlich, wenn transgener Frauen etwa in feministischen Räumen keinen Zutritt erhalten, und jene die den Zutritt verwehren, definieren und bestimmen, wann Ein_e eine „richtige“ Frau ist.

(2) Variante: Die lesbisch-bi-schwul-transgender-queere Richtung

Als zweite Variante wird Queer als Synonym für Lesbisch, Bisexuell, Schwul und Transgender verwendet. Der Einbezug von Bisexualität und Transgender eröffnet gegenüber der ersten Variante Denk- und Lebensräume für Menschen, denen der Zutritt nicht nur in heterosexuellen, sondern auch in lesbischen oder schwulen Communities lange verwehrt

blieb und heute zuweilen noch verwehrt ist. Queer-Theorien bzw. Queer-Studies in jener Erweiterung zu denken, öffnet zweifelsohne die obige Variante um zwei Kategorien. Zu fragen ist hier nach der Bedeutung des Terminus Transgender: wird Transgender als jeweilige Annäherung an das jeweils andere Geschlecht verwendet, so bliebe die Dichotomisierung an die Ausgangskategorien Mann/Frau gebunden. Wird er aber als Oberbegriff für alle Personen verstanden, für die das gelebte Geschlecht keine zwingende Folge des bei Geburt zugewiesenen Geschlechts ist, so ließe sich diese zweite Variante, Queer zu gebrauchen, als Übergang zur dritten Variante heranziehen.

(3) Variante: Die plural-queere Richtung

In der dritten Variante, Queer zu verwenden, wird Queer als (politisch-strategischer) Überbegriff für alle Menschen verwendet, die der gesellschaftlich herrschenden Norm nicht entsprechen oder nicht entsprechen wollen: Transgender, Cyborgs, Intersexen, Drags, Lesben, Schwule, Camps unterschiedlichster kultureller Herkünfte, Religionen, Hautfarben u.v.m., Menschen, die Cross-Identitäten, Nicht-Identitäten, Trans-Identitäten, Nicht-Normativitäten u.v.m. leben, bezeichnen sich als Queer. Wesentlich ist die Selbstbezeichnung, denn analog zur oben erwähnten Debatte (Lesben und Queer) ist es nicht allen ein Anliegen, für sich einen Überbegriff zu wählen.

Auch in der plural-queeren Variante ließe sich ein konzeptionelles „Wir“ als Negation des gegenwärtig als gesellschaftlich normativ Gültigen vermuten, die eine Anti-Norm, die doch Norm bleibt, oder eine Cross-Trans-Nicht-Identität, in der die Kategorie Identität beibehalten wird, charakterisieren. Doch steht im Zentrum der plural-queeren Variante die möglichste Vielfalt menschlicher Seins- und Daseinsformen in ihrer Unabgeschlossenheit, wobei (trotz Negation) mehrdimensionale Alternativen gesetzt werden. Im Zentrum steht also ein queeres Projekt, in dem – wie Judith Butler formuliert – Queer zwar Ausdruck für Zugehörigkeit ist, aber als Begriff erstens diejenigen, die er repräsentiert, niemals vollständig beschreibt,¹¹ und zweitens immer mehr an Beschreibungsmöglichkeiten beinhaltet als bislang vorgestellt. In diesem Zusammenhang ist auch Butlers Aussage affirmativ zu verstehen, dass es unverzichtbar sei, „die Kontingenz des Begriffes (Queer, Anm. G.P.) zu bejahen: zuzulassen, dass er von denjenigen erobert wird, die von dem Begriff ausgeschlossen werden (...)“ Und „tatsächlich“, schreibt Butler weiter, „ist der Ausdruck *queer* genau der diskursive Sammelpunkt für jüngere Lesbierinnen und schwule Männer gewesen (...), in noch anderen Kontexten für Bisexuelle und Heteros, für die der Begriff *queer* eine Zugehörigkeit zur Politik gegen Homosexuellenfeindlichkeit ausdrückt (...)“ Queer gilt in der dritten Variante als politische und theoretische Richtung gegen kategoriale und identitätspolitische Bestimmungen, wie sie immer wieder gesellschaftliche Praxis sind, dekonstruiert diese zugunsten eines Pluralitätsmodells und beansprucht die Uneindeutigkeit und Unbestimmtheit. Die Offenheit der plural-queeren Variante zeigt sich auch in der Vielfältigkeit der Selbstde-

initionen, d.h. Begriffe wie Transgender, Cyborgs, Drags, Transbutch, Transfemme u.v.m. werden nicht von allen gleichermaßen definiert. Del LaGrace Volcano etwa weist auf die Problematik eindeutiger Definition jener Begriffe hin, insofern sich einzelne möglicherweise mit demselben Begriff selbst anders beschreiben würden, und pointiert: „Mein Rat (ist) die Person selbst zu fragen, mit welchen Worten sie sich beschreibt.“¹²

Differenzlinie der drei Varianten

Die zentrale Differenzlinie zwischen den drei Varianten (bei denen es zweifelsohne fließende Übergänge gibt) zeigt sich in der Analyse darüber, wer mit Queer bezeichnet wird, wer nicht erwähnt, wer nicht gemeint wird. Davon ausgehend bestimmen sich sowohl die inhaltlichen Orientierungen als auch die Frage, wer als das jeweilige gruppen-identitäre „Wir“ gedacht ist. Die inhaltlichen Auseinandersetzungen überschneiden sich zwar in Fragen der Heteronormativität, Heterosexismus etc. und insgesamt in dem Versuch, nicht-normative Lebensweisen so zu etablieren, dass sie gesellschaftliche Anerkennung finden. Doch unterscheiden sich die drei Varianten in der Frage der Identitätsbildung und in der Frage, Differenzen bei Anerkennung der (politischen) Gleichheit zu denken. So intendiert etwa die erste Variante, Differenzen zum gesellschaftlich normativ gesetzten Mainstream als lesbisch oder schwul zu denken. Die zweite Variante erweitert dieses Denken um bisexuell und transgender. Die dritte Variante denkt Differenzen noch differenter, d.h. als transgender, transsexuell, intersexuell, lesbisch, schwul, drag, etc. und entspricht mehr der Intention, Identitätspolitiken umfassender zugunsten des Modells der Pluralität zu dekonstruieren. Gemäß der praktischen Umsetzung erscheinen Queer-Theorien in ihrer pluralen Form am Schwierigsten, insofern sie die jeweiligen (Gruppen)Identitätsmarkierungen radikal infrage stellen, fließende Übergänge und Uneindeutigkeiten bestehen lassen und darüber hinaus keine Existenzform, keine Lebensweise und Selbstdefinition als unmöglich annimmt. Gerade sie birgt die Möglichkeit – gegen Fremdbestimmungen und Kategorisierungen, gegen Konzepte eindeutiger Identitäten und Identitätspolitiken –, der Pluralität auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens demokratisch Raum zu eröffnen. Damit bietet sie den größtmöglichen Handlungsspielraum für Menschen.

Der plural-queere Ansatz: Kritiken – Hintergründe – Alternativen – Bedeutungen

Welche Kritiken mit welchem Hintergrund Queer-Theorien in ihrer pluralen Variante öffentlich machen, welche Alternativen sie vorstellen, und welche Bedeutungen diese Ansätze haben, soll im Folgenden eine schematische Darstellung exemplarisch anhand von drei Bereichen veranschaulichen.

Kritik an		Queere Ansätze/Alternativen
(1) Heterosexualität und Heteronormativität	▶	(1) Geschlechtervielfältigkeit und vielfältige Alchemie des Begehrens, Antinormativität
(2) Begrenzung der Analysen auf Sex/Gender	▶	(2) Verknüpfung von Sex/Gender mit anderen gesellschaftlichen Regulativa wie Hautfarbe, Kultur, kulturelle Herkünfte etc.
(3) Eindeutige Identitäten, Bildung abgeschlossener Gruppen und Identitätspolitik	▶	(3) Cross-Trans-Nicht-Identität in seiner Mehrdimensionalität, Unbestimmtheit, Unabgeschlossenheit; Gruppen ohne kollektiven Identitätsbegriff; Pluralitätsmodell

(1) Queer-Theorien in ihrer pluralen Variante (wie in allen anderen) kritisieren Heterosexualität in den Kategorien Mann/Frau als vermeintlich natürliche Setzung und damit verbunden Heteronormativität in ihrer gesellschaftlichen Verankerung.

Hintergrund dieser Kritik: Die einen wie die anderen haben gelernt, an äußeren Merkmalen (Erscheinungsbild wie auch biologische Geschlechtsmerkmale) zu erkennen, was eine Frau und was ein Mann ist. Über die Sozialisation haben die einen wie die anderen gelernt, zu handeln wie ein Mann und wie eine Frau. Und sie haben gelernt, dass ein Mann eine Frau begehrt und umgekehrt. Dieses Wissen stellt einen gesellschaftlichen Code dar, in den Menschen jeweils hineingeboren werden und der von vielen verinnerlicht ist. Alles, was dieser Form nicht entspricht, gilt als Abweichung, als krank. Doch dieses Wissen *erscheint* lediglich als Wahrheit, insofern es auf biologische bzw. genetische Ursachen zurückgeführt, naturalisiert und ideologisch abgesichert wird. Queere Analysen zeigen diese heterosexuellen Vorstellungen ideologisch als normative abgesicherte, die Menschen auf ihr biologisches Geschlecht und ihr Begehren festschreiben. Annahmen über Sex, Gender und Begehren sind in einen jeweiligen gesellschaftlichen Kontext eingebunden und werden von Wissenschaft, Medien, Literatur, Musik, Film sowie Institutionen wie Kirche, Recht, Gesundheits- und Bildungswesen etc. als angebliche Wahrheit untermauert: ein Mann gilt in dieser Festschreibung als Mann, verhält sich wie ein Mann und begehrt eine Frau; eine Frau gilt als Frau, verhält sich wie eine Frau und begehrt einen Mann. Heterosexualität in den Kategorien Mann/Frau als normative und vermeintlich natürliche Setzung verknüpft sich dabei mit Heteronormativität. Diese bezieht sich nicht nur auf genitale Akte, sondern bestimmt, was überhaupt als („normale“) Sexualität gilt und ist Bestandteil von Normen, Strukturen und Vorstellungen über Geschlecht, Körper, Familie, Identität oder (National)Staat u.a. Die Konstruiertheit der Kategorie

heterosexueller Mann/heterosexuelle Frau als einzig gültige Lebensweise schreibt aus queerer Perspektive eine Eindimensionalität fest, die der de facto menschlichen Vielfalt nicht gerecht wird. Bei dieser Eindimensionalität geht es immer auch um die Institutionalisierung gesellschaftlicher Hierarchien, mit denen unterschiedliche Zugänge zu materiellen, ökonomischen, politischen und sozialen Ressourcen in der Gesellschaft legitimiert werden. Mann und Frau sind im Verhältnis zueinander hierarchisch gedacht, treten aber im heterosexuellen Schema im Verhältnis zu Anderen als Einheit auf. Queere Kritik richtet sich in diesem Sinne gegen die normative Setzung von Heterosexualität, die zur Privilegierung der einen, zu Ausgrenzung, Nicht-Anerkennung, Pathologisierung, Verfolgung und Tötung der anderen (Transgender, Lesben, Schwule, Drags, Camps, Cyborgs, Intersexen etc.) führt.

Queere Alternativen/Ansätze: Von diesen Kritiken ausgehend, werden angebliche Wahrheiten und essentialistische Vorstellungen im Kontext der Heterosexualität und Heteronormativität zugunsten der Geschlechtervielfältigkeit und der vielfältigen Alchemie des Begehrens dekonstruiert, verschoben, verrückt, transformiert und andere Relationen hergestellt. Sex und Gender wird als soziales und kulturelles Konstrukt, Heterosexualität als von Menschen hergestellte Kategorie, d.h. als nicht naturgegeben, entlarvt. Herkömmliche Rollennormativität wird gebrochen. Geschlecht wird als eine sich verändernde und veränderbare Variable gedacht. Es wird in Anlehnung an Butler als diskursive Herstellung aufgefasst, d.h. eine Herstellung, die durch die Macht der Diskurse in permanenter Wiederholung geschieht. Butler verwendet dafür den Begriff Performativität.¹³ Als Alternative richten Queer-Theorien ihr Augenmerk auf jene Schnittstellen, wo das biologische Geschlecht (Sex), das soziale Geschlecht (Gender) und das Begehren nicht zusammenpassen. Von da aus untersuchen Queer-Theorien Wirkungsweisen von Queerness selbst, d.h. von nicht-normativen sexuellen Identitäten, Praktiken und Begehren und beschreiben Lebensmodelle, die Brüche im vermeintlich stabilen Verhältnis zwischen Geschlecht und sexuellem Begehren hervorheben: Cross-Identifikation, Inter-Sexualität, Transgender, Drag, Cyborg, Lesben, Schwule u.a. gegen die (heterosexuelle) Normativität werden Konzepte entwickelt und gelebt, wie die Metrosexualität oder Plurisexualität, für deren gesellschaftliche Anerkennung Queer-Theorien eintreten. Als Tenor der plural-queeren Variante gilt dabei, was Sandy Stone, eine der Hauptprotagonistinnen in der Filmdokumentation *Gendernauts*, ausdrückt: „Gender nimmt viele Formen an. Wir sehen nur zwei von ihnen, weil wir gelernt haben, nur zwei von ihnen zu sehen (...).“¹⁴ Entgegen der Binarität (Mann/Frau) zeigen Queer-Theorien, dass es tausende oder eine unbegrenzte Dimension möglicher Genderidentitäten und eine Pluralität als existierende Vielfalt menschlichen Seins und menschlicher Lebensweisen gibt. Wesentlich – und mit Del LaGrace Volcano bereits angedeutet – ist, dass Menschen sich selbst definieren können, so und wann sie es wollen.

Bedeutung des queeren Ansatzes: Die Dekonstruktion der eindeutigen Geschlechter Mann und Frau im heterosexuellen Schema erschüttert das bisherige Selbstverständnis von Geschlecht in seiner Eindimensionalität. Sprechen sich Queer-Theorien für die Wahrnehmung und Anerkennung der Vielfältigkeit von Menschen aus, so liegt ihre positive Bedeutung darin, politische Gleichheit für Menschen in ihren unterschiedlichen Seins- und Daseinsformen zu fordern, ohne Differenzen auszulöschen und ohne eine politisch-ethische Bewertung dieser vorzunehmen. Allein die Begrenzung auf Mann oder Frau (ohne deren zugewiesenen Attribute des Heterosexuellen) erweist sich als unzulängliche Identifizierung von Menschen und nicht selten als chirurgische Modifikationen von intersexuellen Säuglingen hin zu *einem* Geschlecht, mit denen die eindeutige Zweigeschlechtlichkeit hergestellt werden soll. Queer-Theorien bringen die Vielfalt verschiedener menschlicher Existenzformen, die geschlechtliche Variabilität und seine mannigfaltigen Variationen mit ihren jeweiligen Selbstdefinitionen ins öffentliche Bewusstsein und beziehen sich dabei zu Recht auf existierende menschliche Seins- und Lebensweisen, die es nicht nur seit den Queer-Theorien gibt. Dass diese Forderung um Anerkennung und Gleichheit bei Anerkennung von Differenzen keinem Laissez-faire-Prinzip geschuldet ist, wurde mit dem Verweis auf den Rekurs auf Menschenrechte und Gerechtigkeit bereits formuliert.

(2) Queer-Theorien in der pluralen Variante kritisieren den begrenzten Blick auf Sex und Gender und verknüpfen diese Kategorien mit anderen gesellschaftlichen Regulativa wie Hautfarbe, Kultur, kulturelle Herkunft etc.

Hintergrund dieser Kritik: Dass jene Verknüpfung reflektiert wird basiert auf Kritiken, die relativ rasch nach der Etablierung von Queer-Theorien im deutschsprachigen Raum öffentlich gegen sie formuliert wurden: nämlich, rassistische Strukturen nicht zu bedenken, die Bedeutungen, Transgender mit schwarzer Hautfarbe zu sein, nicht zu reflektieren, schwul-lesbische und transgender MigrantInnen bzw. Flüchtlinge in den Reflexionen auszusparen, also einen Diskurs und eine Politik zu führen, der von Weißen geführt wird, die selbst ihr Weiß-Sein nicht zu reflektieren brauchen. In diesem Sinne greife Queer nur eine marginalisierte Kategorie heraus, Sex/Gender, die zur Basis des „Widerstandes“ erklärt wird, die aber die Struktur des dominanten Diskurses nicht angreift.¹⁵ Diese Kritiken gegen Queer und Analysen der Black-Queer-Studies und Queers-of-Color konfrontierten vehement mit Fragen, die über die bloße Kategorie Sex/Gender hinausgehen.

Queere Alternativen/Ansätze: Als Alternative etablierte sich der plural-queere Ansatz. Er kann als eine Richtung von Queer-Theorien verstanden werden, der mehrere Kategorien wie Sex/Gender, Hautfarbe, Kultur, kulturelle Herkunft, Alter, Ability etc. einbezieht, über die der Status eines Menschen in der Gesellschaft bestimmt wird. Gegen diese Bestimmung tritt er für die Abschaffung der Hierar-

chien als Teilung der jeweiligen Gesellschaft in Macht und Nicht-Macht, in „höhere“ und „niedere“ Statusgruppen, in mit Rechten und nicht mit Rechten ausgestattete Menschen u.v.m. ein und plädiert im ethischen und politischen Sinn für die gleichberechtigte Anerkennung aller Menschen, die gleichen Rechte, die gleichen Möglichkeiten und den gleichberechtigten Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen. Die plural-queere Variante kann als eine Richtung im Kontext von Queer-Theorien verstanden werden, die sich aufgrund der oben genannten Kritiken und in Bezugnahme auf diese entwickelte und damit gleichzeitig auf den Entstehungskontext in den USA rekurriert, wo Queer mit der Kritik an heterosexueller Normativität und Zweigeschlechtlichkeit und als Kritik an schwul-lesbische Identitätsmodelle und ihren produzierten Ausschlüssen bestimmter Menschen, konstituiert wurde.

Bedeutung des queeren Ansatzes: Queer-Theorien, die jene Kritiken selbstkritisch aufgenommen haben, haben ihre positive Bedeutung in der Auffassung, dass es mehrere Diskriminierungsmerkmale gibt, die nicht hierarchisch geordnet oder additiv aufgerechnet werden können. Entgegen der Auffassung einer objektiven Messbarkeit von Ausgrenzungsmechanismen und Diskriminierungsgründen, „hängen die Kriterien, mithilfe derer Ausgrenzung und Ungleichbehandlung stattfinden und konstruiert werden – Sprache, Herkunft, Geschlecht, sexuelle Orientierung, religiöse Überzeugung, soziale Stellung, Alter, Hautfarbe u.a.m. – miteinander zusammen und sind wie in der Ungleichbehandlung von Männern und Frauen mit den daraus folgenden Diskriminierungsstrukturen verwoben“.¹⁶ Ebenso wie in der Genderdebatte basiert dieses Verständnis auf der kritischen Bezugnahme auf eine gesellschaftliche Wirklichkeit, in der Menschen nicht anerkannt werden, diskriminiert, marginalisiert werden, mit Gewalt konfrontiert sind, verfolgt, geschlagen, getötet werden, weil sie der gesellschaftlichen Norm gemäß einer oder mehrerer der oben genannten Kategorien nicht entsprechen.

(3) Queer-Theorien in ihrer pluralen Variante kritisieren (eindeutige) Identitäten, die Bildung abgeschlossener Gruppen und grundsätzlich Identitätspolitik als Strukturen und Mechanismen einer mit Identität operierenden Ordnung, in der die einen eingeschlossen, die anderen ausgegrenzt sind.

Hintergrund dieser Kritik: Als Basis gilt der Ausgangspunkt, dass Identität gesellschaftlich konstruiert ist, es „das Subjekt als eine mit sich selbst identische Einheit“¹⁷ nicht gibt. Damit intendieren Queer-Theorien, kategoriale und identitätspolitische Einschränkungen zu überschreiten. Sie zeigen Identität als gesellschaftliches Konstrukt, also als von Menschen institutionalisiertes und als kulturiertes auf. Wesentlich ist dabei nicht die Frage, ob ein einzelnes Subjekt ohne Identität sein kann, d.h. ohne eine mit sich selbst identische Einheit oder vom Selbst erlebte innere Einheit einer Person. Wesentlich ist bei Queer-Theorien vielmehr, dass Identität nie ohne Gesellschaft existiert,

dass also in einer Gesellschaft bestimmte Vorstellungen von Identität institutionalisiert sind, die im gesellschaftlich-geschichtlichen Imaginären¹⁸ seine Verankerung findet, von vielen internalisiert ist und schließlich überlebensnotwendig wird. Im Sinne dieser Überlebensnotwendigkeit sprechen sich Queer-Theorien gegen folgende gesellschaftliche identitätspolitische Verankerung aus: Je mehr Eine_r Identitätsmerkmale aufweist, die dem gesellschaftlichen Mainstream entsprechen, desto integrierter und erfolgreicher kann Eine_r gesellschaftlich sein; je „abweichender“ Identitätsmerkmale davon sind, desto vehementer ist Eine_r an die Peripherie verwiesen, mit Marginalisierung, Ausgrenzung, Diskriminierung etc. konfrontiert; und je totalitärer eine Gesellschaft ist, desto eindimensionaler sind institutionalisierte Identitätskategorien, die stets Ein- und Ausschlüsse meinen und an bestimmte Vorstellungen der Normalität gebunden sind. Identität dient so der Aufrechterhaltung einer bestimmten Ordnung, der Stabilisierung des Ich/Selbst/Ego, einer bestimmten Gruppe, eines bestimmten Teiles der Gesellschaft. Identitätspolitisch, d.h. politisch im Zeichen von Identität, wird diese bestimmt und eine bestehende, mehr oder minder homogene Ordnung aufrechterhalten, die die einen ein-, die anderen ausschließt, den einen nützt, den anderen schadet. Vertreter und Vertreterinnen des gesellschaftlichen Mainstream stärken ihre Identität und sichern ihre Privilegien. Die im abwertenden Sinne als die Anderen Bezeichneten, die individuell und kollektiv diskriminiert, ausgegrenzt und verfolgt werden und mit (struktureller) Gewalt konfrontiert sind, werden dazu „ausgewählt“, jene Privilegien über die Produktion von Strukturen der Ausgrenzung und den Mechanismen der Reproduktion dieser Strukturen aufrechtzuerhalten.

Queere Alternativen/Ansätze: Entgegen der Auffassung, das Subjekt sei eine mit sich selbst identische Einheit, wird das Subjekt in seiner Mehrdimensionalität, Unbestimmtheit, Unabgeschlossenheit und vielschichtigen Dimensionen beschrieben. In diesem Sinne wird die Vorstellung von einem abgeschlossenen, authentischen Ich, einem statischen Identitären als Illusion entlarvt. Dem queeren Ansatz entspricht die Definition des Subjektes, wie sie Cornelius Castoriadis als Imaginierendes, als ein sich Entwerfendes, ein Projekt, das nicht zum Stillstand kommt, sich nicht zufrieden gibt, das stets auch den „Diskurs des Anderen“ in sich birgt, vorschlägt.¹⁹ In Anlehnung an verschiedene Theorierichtungen zeigen sich in queeren Ansätzen die Kategorien Sex/Gender, Hautfarbe, Kultur, Rollen, Ethnizität, Religionen, Gemeinschaften etc. nicht nur als Identitätsmix, sondern führen Konzepten der Trans-, Cross-, Nicht-Identität etc. zur Aufhebung aller eindeutigen und vermeintlich natürlichen Identitäten. Gegen eine Gruppenkonstituierung, die im identitätspolitischen Denken bestimmte Menschen einschließt und andere ausgrenzt, setzt die plural-queere Variante die Möglichkeit der Teilnahme jener, die teilnehmen wollen, mit dem Hauptaugenmerk der Selbstbestimmung: d.h. es wird nicht bestimmt, wer Queer ist und es wird nicht eingegrenzt oder beschränkt, wer berechtigt wäre, sich Queer zu nennen. Auf der Ebene des Handelns gilt

demgemäß, dass Menschen sich für die Rechte von Queers einsetzen können, wenn sie es wollen, das Queer-Sein also nicht als identitäre Voraussetzung angesehen wird, und umgekehrt, dass Queers sich nicht nur für „queere Belange“ einsetzen.²⁰ So geht es im Bereich des Handelns nicht darum, *was* oder *wie* jemand ist, sondern um Regelungen und Veränderungen öffentlicher Angelegenheiten an öffentlich-politischen Orten, an denen sich Menschen versammeln, sich dialogisch begegnen, die getragen sind vom jeweiligen Interesse, Bestehendes zu verändern. In diesem Sinne argumentiert die plural-queere Variante mit Judith Butler auch, dass die Dekonstruktion von Identität keine Dekonstruktion von Politik bedeutet. Menschen sind dieser Vorstellung zufolge ohne einen sie verbindenden Identitätsbegriff handlungsfähig. Für das Subjekt der Handlung gilt, wie Hakan Gürses schreibt: „Ich handle, und in diesem Moment bin ich ein Subjekt: Subjekt der Handlung. Ich stehe als Individuum hinter meiner Tat, ich *bin* der/die TäterIn hinter der Tat – ohne dafür einen kollektiven Namen annehmen zu müssen. Und ohne nur *eine* Anzeige (ein kollektives Subjekt) als Handlungsgrundlage wählen zu müssen. Ich *muss* mich nicht als schwul, Migrant oder Schwarzer bezeichnen, um als Individuum gemeinsam (...) mit anderen Individuen gegen die Macht (die im Subjekt der Repräsentation angezeigt wird) zu kämpfen: unabhängig davon, ob die anderen Individuen, die MitkämpferInnen, sich als schwul, MigrantIn oder Schwarze bezeichnen (bezeichnet werden)“.²¹ Die Handelnden stellen so „weder eine ontologische noch eine epistemologische Grundlage für ‚Einheit‘ dar“. Keine_r gleicht dem anderen, weder in der Motivation noch der Intention des Handelns, weder in der Art und Weise des Handelns noch in der Art und Weise der Reflexion darüber.

Bedeutung des queeren Ansatzes: Queer-Theorien richten den Blick auf Grundstrukturen und Wurzeln einer mit Identität operierenden Ordnung, und formulieren Kritik gegen *alle* eindeutigen und vermeintlich natürlichen Identitäten und Identitätspolitiken (heterosexuelle, schwul-lesbische usw.). Die positive Bedeutung, die Zeichen eines allgemeinen „Wir“ mit Argwohn zu betrachten und sich grundsätzlich gegen Gruppenidentitäten und Identitätspolitiken zu richten, liegt in der umfassenden Kritik gegen Ausschlussverfahren, Ausschlussstrukturen und -mechanismen, die eine mit Identität operierenden gesellschaftliche Ordnung birgt. Damit richtet sich die plural-queere Variante gegen Ungerechtigkeiten und gegen Separatismus und widersteht so am ehesten der Gefahr, selbst Strukturen von Ausgrenzung als auch die Mechanismen der Reproduktion dieser Strukturen zu wiederholen, in die neue Denkrichtungen und politische Praxen trotz Suche nach Alternativen zu Herrschaftsstrukturen und -verhältnissen immer wieder geraten sind und geraten. Zusammengefasst geht es in dieser Alternativsetzung um folgende Kernaussagen:

- ▶ Sein-Lassen verschiedener und mehrdimensionaler Identitäten, Identitäten ohne Kern, Nicht-Identitäten bzw. Trans- und Crossidentitäten.

- ▶ Bemühung um die Aufhebung aller eindeutigen und vermeintlich natürlichen Identitäten.
- ▶ Mehrdeutigkeit zulassen, die sich auf nichts notwendigerweise bezieht.
- ▶ Möglichkeit der Selbstdefinition aller Subjekte, so sie sich definieren wollen.
- ▶ Eröffnung vielfältiger Räume für vielfältige Ausdrucksformen von Geschlecht und Sexualität.
- ▶ Aufhebung von Ausschlussverfahren.
- ▶ Feld von Möglichkeiten mit dem Charakter der Unbestimmtheit sein lassen und die Strategie der Unbestimmtheit.
- ▶ Konstituierung und Anerkennung einer Anti-Normativität.
- ▶ Anerkennung von Vielfältigkeit, Ambiguität und Pluralität.

Diese Kernaussagen verdeutlichen die Haltung, gegen jede Art des Identitätspolitischen und gegen jede Art des Ausschlusses zu sein, der sich auf den öffentlich-politischen Bereich bezieht (es geht also nicht darum, dass ich selbst entscheide, wer meinen privaten Bereich betreten darf und wer nicht). Bei dieser radikalen Haltung geht es nicht darum, Zusammenschließung bestimmter Menschen zur Einforderung ihrer Rechte abzulehnen, sondern politische Partizipation zu forcieren, ohne, dass sie einen (kollektiven) Namen annehmen müssen oder sich so bestimmen müssen, wie die Gruppe, um deren Rechte es geht.

Queer-Theorien als Denken der Pluralität

Queer-Theorien in ihrer pluralen Version können gemäß des oben ausgeführten beschrieben werden als:

spezifische Geschlechtertheorien	weil Geschlecht (Sex/Gender) als gesellschaftliches Konstrukt aufgefasst und für die Anerkennung einer Geschlechtervielfalt plädiert wird.
spezifische gesellschaftskritische Theorie	weil Kritik gegen Heteronormativität und Heterosexualität sowie gegen eindeutige Identitäten, Bildung abgeschlossener Gruppen und Identitätspolitiken öffentlich gemacht wird und Fragen der Macht und Machtdiskurse aus der Perspektive der Selbstbestimmung und -definition aufgegriffen werden und letztlich das Modell der Pluralität forciert wird.
spezifische Diversity-Theorien	weil für die Analyse von Diskriminierung in der Verknüpfung der Kategorien Sex/Gender, Hautfarbe, Kultur, kulturelle Herkunft, Religion, Alter, sexuelle Orientierung und körperliche Verfasstheit zugunsten der Chancengleichheit für alle plädiert wird.
spezifische Pluralitätstheorien	weil die existierende Vielfalt menschlichen Seins und menschlicher Lebensweisen anerkannt und dieser auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens demokratischen Raum eröffnet werden soll, und die Kategorien Ambiguität, Mehrdimensionalität, Unbestimmtheit und Unabgeschlossenheit fokussiert werden.

Insgesamt plädiert die plural-queere Variante für das Modell der Pluralität, das Identitätspolitiken und dem Identitätsdenken nicht nur entgegensteht, sondern aufbricht, und das als Faktum das Leben und Sein von Menschen in ihrer Vielheit, in ihrer Vielfalt und Vielfältigkeit sowie in ihrer Gleichheit und absoluten Verschiedenheit²² (oder Andersheit) charakterisiert. Mit Pluralität ist keine Beliebigkeit des Nebeneinanders oder Miteinanders gemeint, keine solipsistische Individualisierung oder neoliberale Subjektivität. Sie verweist nicht darauf, dass alles, was Menschen tun, tolerierbar ist. Pluralität ist kein Laissez-faire-Prinzip, das ökonomischen, ethischen, politischen oder sozialen Ungleichheiten oder Ungerechtigkeiten das Wort sprechen würde (deshalb ist es wesentlich, Pluralität mit dem ethischen und politischen

Konzept der [affirmativen und transformativen] Anerkennung und an Grundlagen der Menschenrechtskonvention der Vereinten Nationen von 1948 zu binden²³). Pluralität meint vielmehr, die existierende Vielfalt und Vielfältigkeit menschlichen Seins und menschlicher Lebensweisen ernst zu nehmen und anzuerkennen. Als Forderung von Queer-Theorien in ihrer pluralen Variante gilt es, Menschen anerkennend insofern gleich ernst zu nehmen, als das Sein der einen um nichts besser ist als das Sein der anderen und insofern als keine Maßstäbe gesetzt werden, wer als normaler Mensch gilt und wer nicht, wessen Identität, Trans-Identität, Cross-Identität oder Nicht-Identität oder wessen Geschichte ins gesellschaftliche Mainstream institutionalisierter Identität(en) passt, und wessen nicht. Ein Plädoyer für Pluralität grenzt sich so von intendierten Identitätspolitiken und -logiken ab, mit denen homogene Ordnungen aufrechterhalten werden sollen, die den einen

nützen, den anderen jedoch schaden. Zwar ist es logisch gesehen austauschbar, wer die Nutznießenden und wer die Geschädigten sind. Doch sind es aus gesellschaftspolitischer Perspektive Vertreter und Vertreterinnen einer bestehenden Ordnung, um deren Stärkung und Absicherung ihrer eigenen Identität es geht, ihrer eigenen materiellen, politischen und symbolischen Privilegien, die sie ihresgleichen vererben, welche sie wiederum tradieren. Wird die Pluralität menschlichen Seins abgelehnt, so bedeutet das die Auslöschung menschlicher Vielfalt zugunsten einer Homogenität, die nur für wenige Privilegien sichert, andere davon ausgrenzt.

Dr. Gudrun Perko ist Sozialarbeiterin, Philosophin, Wissenschaftscoach sowie Lehrbeauftragte an der ASFH. Sie lebt in Wien und Berlin.

Fußnoten:

- 1 Ich verwende die Unterstrichvariante, das „performing the gap“, mit der nach Kitty Hermann versucht wird, sprachlich jene zu benennen, die in der herkömmlich männlich/weiblichen Sprachform nicht berücksichtigt werden. Vgl. Kitty Hermann, *Performing the gap - Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung*, <http://www.gender-killer.de/wissen%20neue%20texte%20queer%20kitty.htm>[29.1.2004]
- 2 Eine ausführliche Besprechung zu Queer-Theorien findet sich in Gudrun Perko, *Queer-Theorien. Über ethische, politische und logische Dimensionen des plural-queeren Denkens*, Köln 2005. Hier werden Queer-Theorien affirmativ und kritisch reflektiert und zudem danach gefragt, welchen Ethos, welches Politikverständnis und welche Denkschemata Queer-Theorien bergen bzw. welche sich aus ihnen entwickeln lassen.
- 3 Die direkte Übersetzung aus dem Englischen wäre „gefälscht, sonderbar, fragwürdig, krank, etwas verderben, jemanden irreführen, seltsam, verrückt etc.“
- 4 Vgl. Annamarie Jagose, *Queer. Eine Einführung*, Berlin 2001
- 5 Vgl. Teresa de Lauretis, „Queer Theory. Lesbian and Gay Sexualities: An Introduction“ in: *differences: A Journal of Feminist Cultural Studies*. Heft 2/ Jg. 3/2, 1991
- 6 Vgl. Brian Currid, „Nach queer?“ in: Ulf Heidel (Hg.), *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*, Hamburg 2001
- 7 Vgl. Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/Main 1991; Judith Butler *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt/Main 1995
- 8 Literatur zu den unterschiedlichen Positionen, vgl. Perko 2005, op. cit.
- 9 Corinna Genschl u.a., „Nachwort der HerausgeberInnen“ in: Annamarie Jagose, *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001: 187
- 10 Vgl. Sabine Hark, „Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen“ in: Ruth Becker/Beate Kortendieck (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2004
- 11 Dieses und das nächste Zitat: Judith Butler, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt/Main 1995: 316
- 12 Valeria Schulte-Fischedick, „... wie exotische Schmetterlinge an ihren Wänden. Ein Interview mit Del LaGrace Volcano“ in: *polymorph* (Hg.), *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002:14
- 13 Vgl. Judith Butler, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt/Main 1995
- 14 Vgl. Monika Treut, *Gendernauts. Eine Reise ins Land der Neuen Geschlechter*, Dokumentarfilm mit: Sandy Stone, Jordy Jones, Susan Stryker, 2002
- 15 Vgl. u.a. Maria do Mar Castro Varela/Encarnacio Rodriguez G., „Queer Politics im Exil und in der Migration“ in: *Questio* (Hg.), *Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*, Berlin 2000; Grada Ferreira, „Die Farbe unseres Geschlechts. Gedanken über ‚Rasse‘, Transgender und Marginalisierung“ in: *Polymorph* (Hg.), *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002
- 16 Leah Carola Czollek, „Gender Mainstreaming aus interkultureller Perspektive“ in: Maria do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan (Hg.), *Soziale (Un)Gerechtigkeit. Antidiskriminierung, Dekolonisierung und Demokratisierungsprozesse*,

Münster/Hamburg/London 2005

- 17 Judith Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt/Main 1995: 316
- 18 Das „gesellschaftlich-geschichtliche Imaginäre“ ist ein von Castoriadis entnommener Ausdruck und bezeichnet die Gesamtbedeutungen einer Gesellschaft, die von ihren Angehörigen gebildet bzw. imaginiert wurden und werden. Vgl. Cornelius Castoriadis, Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie, Frankfurt/Main 1984
- 19 Cornelius Castoriadis, Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie, Frankfurt/Main 1984: 179
- 20 Zahlreiche queere Projekte zeigen das nicht nur in der BRD oder Österreich. So z.B. ASVAT, eine im Internet gegründete queere Initiative, die für die Anerkennung als Queers, die Anerkennung als gleichberechtigte Bürger_innen und für Gleichberechtigung und Frieden in Israel mit gewaltfreien Mitteln eintreten und den Dialog fordern.
- 21 Dieses und das nächste Zitat: Hakan Gürses, „Das „untote“ Subjekt, die „ortlose“ Kritik“ in: Gudrun Perko/Leah Carola Czollek (Hg.), Lust am Denken: Queeres jenseits kultureller Verortungen. Das Befragen von Queer-Theorien und queerer Praxis hinsichtlich ihrer Übertragbarkeit auf andere Sphären als Sex und Gender, Köln 2004: 151
- 22 Hannah Arendt, Vita Activa oder vom tätigen Leben, München 1967: 14, 155, 165. Ohne Gleichheit, schreibt Arendt, gäbe es zwischen Menschen keine Verständigung, kein Planen für die Welt, ohne absolute Verschiedenheit bedürfte es weder der Sprache noch des Handelns für eine Verständigung.
- 23 Die Diskussion über verschiedene Charten der Menschenrechte und die Verhandelbarkeit von Menschenrechten, bedarf einer eigenen Diskussion, in der es um die Vertiefung und Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Menschenrechtscharten, z.B. der Afrikanischen, Arabischen, Amerikanischen, Europäischen Charta der Menschenrechte, und um die Frage der Kulturbestimmtheit sowie grundsätzlich um die Bedeutung einer Kulturbestimmtheit geht.

Prinzipismus Zweigeschlechtlichkeit. Zum Menschen- und Gesellschaftsbild in der medizinisch-psychologischen Umgangsweise mit Intersexualität

Ulrike Klöppel

Michel Reiter, ein Begründer der *Arbeitsgemeinschaft gegen Gewalt in der Pädiatrie und Gynäkologie*, resümiert:

„[D]urch geschlechtliche Zwangszuweisungen an nicht einwilligungsfähigen intersexuellen Kindern entsteht ein erheblich höherer psychischer Schaden, als dies durch Ablehnung seitens der Bevölkerung jemals möglich sein wird, ganz abgesehen von physisch irreparablen Schäden. Menschen besitzen ab Geburt zwar keine ausgeprägte Identität, aber eine Integrität und ein Gefühl für Intaktheit“ (Reiter 1997, S. 49).

Während Reiter bezweifelt, dass Fragen der Identität schwerer wiegen als solche der Integrität, halten bislang die meisten Mediziner/innen und Psycholog/innen, die mittelbar durch ihre Begleitforschung oder unmittelbar an der Behandlung intersexueller Kinder beteiligt sind, an einer „stabilen Geschlechtsidentitätsentwicklung“ als maßgebendem therapeutischen Ziel fest. Wenigstens ist das der Eindruck, wenn man medizinisch-psychologische Literatur zu Intersexualität daraufhin durchliest, welches Problem die Behandlung beheben soll. Anhand deutscher Fachliteratur

ab ca. 1990 werde ich im Folgenden der Frage nachgehen, welches Verständnis von Geschlecht und Intersexualität und was für ein Menschen- und Gesellschaftsbild mit dieser Problemstellung einhergeht; Grundsätze und Bilder, die bisher verhindern, dass die betroffenen Menschen selbst darüber bestimmen können, ob und wenn ja, welche Probleme vorliegen.

In den Fünfziger Jahren wurde im Johns Hopkins Hospital in Baltimore (USA) unter maßgeblicher Beteiligung des Psychologen John Money ein Behandlungsprogramm für intersexuelle Neugeborene entworfen, das in den Grundzügen bis in die jüngste Zeit leitend für die kinderärztliche Praxis in Deutschland ist. Danach sind Neugeborene mit „uneindeutigen“ Genitalien schnellstmöglich dem männlichen oder weiblichen Geschlecht fest zuzuordnen. Um eine eindeutige Geschlechtsrollenerziehung zu gewährleisten, muss sichergestellt werden, dass die Geschlechtszuweisung von den Eltern mit unzweideutiger Bestimmtheit übernommen wird. Die Geschlechtszuordnung der Neugeborenen hat sich in erster Linie nach dem Aussehen der Genitalien, einer Vorhersage über die körperliche Entwick-

lung sowie nach den Möglichkeiten zu richten, diese durch chirurgische und hormonelle Eingriffe zu „normalisieren“, wie das im Sprachgebrauch der Behandelnden heißt. Idealerweise sollten die (so genannten) „Genitalkorrekturen“ in den ersten beiden Lebensjahren durchgeführt werden (vgl. Money, Hampson, Hampson 1955a; AWMF-Leitlinien-Register Nr. 006/105, 2002 & Nr. 043/029, 2003; Sinneker 2002; Ranke 1999; Blunck 1997; Kruse 1997 & 1992; Stolecke 1997 & 1995).

In den letzten Jahren haben intersexuelle Menschen, die sich in Deutschland z.T. auch kämpferisch als „Zwitter“ oder „Hermaphroditen“ bezeichnen, diese Behandlungspraxis als entwürdigend, als Integritätsverletzung und Genitalverstümmelung kritisiert.¹ Ihre Kritik wurde in zwei „Kleinen Anfragen“ durch die PDS 1996 und 2001 auch an die Bundesregierung herangetragen. Diese jedoch wies die Kritik ab. Die rot-grüne Bundesregierung stützte sich in ihrer Stellungnahme u.a. auf Auskünfte der *Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung* und der *Sektion Pädiatrischer Endokrinologen der Deutschen Gesellschaft für Endokrinologie*. Sie ließ verlauten, dass – entgegen der „Minderheitsmeinung“, die der Anfrage zugrunde liege – „in der ganz überwiegenden Zahl aller Menschen (...) eine eindeutige Unterscheidung des männlichen vom weiblichen Geschlecht möglich“ ist: „Von diesem Grundsatz aus muss Intersexualität als eine Abweichung von der Norm betrachtet werden, unter der die Betroffenen schon wegen ihres Andersseins leiden, die in der Regel eine normale Funktion in den Bereichen Sexualität und Fortpflanzung ausschließt und somit als krankhafte Störung anzusehen ist.“ (Deutscher Bundestag, Drucksache 14/5425 vom 16.03.2001, Vorwort). Auf dieser Basis rechtfertigte die Bundesregierung die bisherige medizinische Praxis:

„Nach dem Kenntnisstand der Bundesregierung besteht eine relativ weitgehende Übereinstimmung darüber, dass eine frühe eindeutige Festlegung des Geschlechts die Entwicklung einer stabilen Geschlechtsidentität erleichtert. Eine stabile Geschlechtsidentität ist für die allgemeine psychische Entwicklung und Identitätsbildung wichtig und hilfreich. Zwar ist das, was in einer bestimmten Kultur als männlich und weiblich gilt, historischen Veränderungen unterworfen, dennoch erscheint die nicht nur in westlichen Kulturen vorherrschende Einteilung in zwei Geschlechter ein weitverbreitetes und starkes Bedürfnis und eine wirkmächtige soziale Realität darzustellen“ (Ebd., Antwort auf Frage 22).²

An dieser Kooperation des politischen und des medizinisch-psychologischen Diskurses sollte allein schon die Weise nachdenklich stimmen, mit der die Bundesregierung kritische Stimmen mit so genannten „wissenschaftlichen“ Gründen aus dem Raum politischer Diskussionen auszuschließen sucht. Mich interessiert hier jedoch die Stellungnahme als ein Dokument der Grundsätze der dominierenden medizinisch-psychologischen Problematisierung von Intersexualität – Grundsätze, die vor allem dadurch Akzeptanz erhalten, weil sie als evident dargestellt werden.

„Grundsatz“ Zweigeschlechtlichkeit: „In der ganz überwiegenden Zahl aller Menschen ist eine eindeutige Unterscheidung des männlichen vom weiblichen Geschlecht möglich“

Der „Grundsatz“ der Zweigeschlechtlichkeit, im Vergleich zu dem „Intersexualität“ als geschlechtliche „Uneindeutigkeit“, „Ambivalenz“ oder „Entwicklungsstörung“ abgewertet wird, wird von der Bundesregierung in Übereinstimmung mit neueren biowissenschaftlichen Auffassungen auf der biologischen Ebene als Durchschnittsnorm³ und auf der psychosozialen Ebene als angeblich „weitverbreitetes Bedürfnis“ und „wirkmächtige soziale Realität“ begründet.⁴ Darin spiegelt sich das historische und aktuelle Phänomen wider, dass einerseits die biologische, medizinische und psychologische Sexualforschung die konkrete Definition von „Geschlecht“ beständig in Frage stellt: Die Kriterien, anhand derer „weibliches“ und „männliches“ Geschlecht letztgültig unterscheidbar sein sollen, werden immer wieder hinterfragt und neu definiert. Und zwar bevorzugt anhand von Personen, bei denen die Kriterien der Geschlechtsunterscheidung keine eindeutige Zuordnung als „männlich“ oder „weiblich“ erlauben.⁵ Doch andererseits bleibt trotz dieser „Fälle uneindeutigen Geschlechts“ und der beständigen Verschiebungen der wissenschaftlichen Kriterien die zweigeschlechtliche Einteilung selbst unangetastet. Stets wird als selbstverständlich vorausgesetzt und durch die Forschungen fortgeschrieben, dass „Geschlecht“ der Unterschied von zwei Geschlechtern, nicht mehr und nicht weniger, bedeutet. Bis heute destabilisieren die innerwissenschaftlichen Debatten und wuchernden Wahrheitsproduktionen über „Geschlecht“ keineswegs diese apodiktische Setzung. Auch die mittlerweile übliche biowissenschaftliche Definitionen von „Geschlecht“ als Bündel („cluster“) von häufig im Zusammenhang auftretenden Geschlechtsmerkmalen reproduziert die zweigeschlechtliche Anordnung. Der Rest der Menschheit, der der Durchschnittsnorm nicht genügt, ist der Zweigeschlechtlichkeit als konstitutive „Anomalie“ unterworfen. Aus dem Ermitteln und der Bearbeitung von „Abweichungen“ speist sich geradezu die Wissenschaft vom Geschlecht. Die wissenschaftliche Problematisierung „uneindeutigen Geschlechts“ leistet insofern für die Abgrenzung zwischen „männlichem“ und „weiblichem“ Geschlecht eine flexible Grenzregulierung. Auf diese Weise wird die zweigeschlechtliche Grenze selbst und ihre Souveränität, das Leben aller Menschen zu bestimmen, aufrechterhalten. Ihre Souveränität reproduziert sich u.a. durch die Geschlechtszuweisung und Behandlung intersexueller Kinder, die weiterhin am Grundsatz der Zweigeschlechtlichkeit ausgerichtet wird (vgl. dazu auch die Analyse von Kessler 2000). Die Definition und Zuschreibung von Geschlecht als Zweigeschlechtlichkeit muss daher als ein soziales Ordnungsschema betrachtet werden, das nicht einfach eine „wirkmächtige soziale Realität“ unabhängig von der Sexualforschung, dem „Intersexualitätsmanagement“ und der Politik beschreibt, sondern gerade auch durch diese Praxisfelder – auch physisch und psychisch – zur Wirkung gebracht wird.

Prinzip „stabile Geschlechtsidentität“: Grundlage der „allgemeinen psychischen Entwicklung“

Weshalb sehen viele Menschen angesichts der Geburt eines intersexuellen Kindes in den frühzeitigen Eingriffen eine „verantwortungsvolle“ Vorgehensweise? „Die Geburt eines Kindes mit ambivalenten Genitalien ist ein *psychosozialer Notfall*“, schreibt Gernot H.G. Sinnecker, Chefarzt der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin in Wolfsburg (vgl. Sinnecker 2002, S. 193). Eine psychosoziale Problemstellung und nicht biologische „Wahrheiten“ bestimmen die Behandlungspraxis. Ziel der Behandlung ist laut Fachliteratur, eine „normale“ Persönlichkeitsentwicklung auf der Grundlage einer „stabilen“ und „eindeutig weiblichen oder männlichen Geschlechtsidentität“ zu befördern, denn „[e]in wesentlicher Schritt zur Persönlichkeitsentwicklung läuft über die Geschlechtsidentifikation des Kleinkindes“ (Joppich 1992, S. 694). Behauptet wird, dass die Geschlechtsidentität die Grundlage der psychischen Entwicklung ist, die den Menschen zum Menschen macht: Bei Tieren, so heißt es in Abgrenzung gegen tierexperimentelle Forschungen zum geschlechtsspezifischen Verhalten, existiere etwas der „Geschlechtsidentität“ vergleichbares nicht (vgl. Meyer-Bahlburg 1998, S. 7). Die Geschlechtsidentität gilt also auch als eine Charakteristik der „menschlichen“ Existenz. In der sexualmedizinischen und -psychologischen Literatur zu Intersexualität hat sie vor allen anderen Aspekten des Geschlechts wie Keimdrüsen, Chromosomen oder Hormonen Vorrang:

„Das Geschlecht eines Menschen wird vielmehr durch seine eigene Geschlechtsidentifizierung bestimmt. (...) Dieses sichere Gefühl macht nach Abschluss der sexuellen Reifung letztlich den Mann zum Mann und die Frau zur Frau“ (Sinnecker 1999, S. 174)⁶

Als Negativfolie wird ein bedrohliches Szenario entworfen: Unbehandelte Intersexualität könne zu „(...) psychischen Störungen auch und vor allem der Geschlechtsidentität führen“ (Editorial „Intersexualität – Transsexualität“, *Der Gynäkologe*, 28, 1995, S. 3).⁷ Im Zentrum der klinischen Problematisierung „uneindeutigen Geschlechts“ steht somit insbesondere die angeblich gefährdete „Geschlechtsidentitätsentwicklung“.

Was bedeutet es, von einer „eindeutigen“ Geschlechtsidentität zu sprechen, und welche Maßstäbe werden damit als leitend für die Behandlungspraxis angesehen? Nach einer kanonischen Definition von John Money versteht man in der medizinisch-psychologischen Literatur zu Intersexualität unter dem Begriff „Geschlechtsidentität“

„(...) [d]ie überdauernde Erfahrung der eigenen Individualität, des eigenen Verhaltens und der eigenen Erlebnisweisen als eindeutig und uneingeschränkt männlich, als eindeutig und uneingeschränkt weiblich oder als in größerem bzw. kleinerem Grade ambivalent; die Geschlechtsidentität ist die eigene Erfahrung der Geschlechtsrolle, und die Geschlechtsrolle ist die Manifestation der Geschlechtsidentität nach außen. Unter Geschlechtsrolle versteht man: Alles das, was jemand

sagt und tut, um anderen und sich selbst zu zeigen, daß er bzw. sie männlich, weiblich oder ambivalent ist; die Geschlechtsrolle schließt sexuelle Attraktion und sexuelle Reaktion ein, ist aber hierauf nicht beschränkt; (...)“ (Money, Ehrhardt 1975, S. 16)

Obwohl sich diese Sätze wie eine Beschreibung allgemein vorfindlicher Erfahrungen lesen, ist historisch betrachtet die Wahrnehmung von Erfahrungen unter den Gesichtspunkten von „Identität“ und „Rolle“ ein spezielles psychologisch-soziologisches Ordnungsschema, das – bezogen auf „Geschlecht“ – in dieser Form erst ab den Fünfziger Jahren systematisch Verwendung gefunden hat. Insbesondere die Arbeiten John Money's haben diesem Schema in den folgenden Jahrzehnten zu allgemeiner Akzeptanz verholfen. Mit der Diskursivierung von Geschlechtsrolle und Geschlechtsidentität ist ein enges Erkenntnisraster geschaffen worden, innerhalb dessen Erfahrungen registriert und ausgedrückt werden können und somit einen kommunizierbaren Sinn erhalten; ein Raster, an dem Erlebnisse, Gefühle und Verhaltensweisen zugleich zu messen, zu vergleichen und auszurichten sind. Zuerst legt dieses Raster fest, dass die Koordinaten „männlich/weiblich“ jede Selbstverortung bestimmen, auch die „ambivalente“, die nur eine abgeleitete inkonsistente Mischung aus „Männlichem“ und „Weiblichem“ sein kann. Eine eigenständige dritte Identitätsposition o.ä. scheint nicht denkbar und „[e]ine völlig undifferenzierte Geschlechtsidentität gibt es wahrscheinlich nicht“ (Ebd., S. 147). Insofern die Geschlechtsidentität als „überdauernde Erfahrung“ definiert wird, wird eine zweigeschlechtlich polarisierte Anordnung biographischer Erfahrungen wie auch der Zukunftsvorstellungen nahe gelegt, die lebenslängliche Treue zu einer der beiden Geschlechtskategorien demonstriert. Instabilität, Verschiebungen etc. sind nach diesem Raster höchsten als vorübergehende „Krisen“ oder „Phasen“ im Verhältnis zur „überdauernden“, seit den ersten beiden Lebensjahren feststehenden Geschlechtsidentität zu deuten. Damit ist die Anforderung verbunden, dass die geschlechtliche Selbstkategorisierung als essentieller Bestandteil des „eigenen Erlebens“, als Fundament der eigenen Persönlichkeit bewahrheitet, und nicht etwa nur halbherzig einer sozialen Erwartungshaltung Folge geleistet wird. Schließlich impliziert die Definition der „Geschlechtsidentität“ den Einklang und die gegenseitige Stabilisierung von innerer Erfahrung und Verhalten. Allerdings gilt, wenigstens der Theorie nach, die Geschlechtsidentität als verlässliche Basis im Verhältnis zum Geschlechtsrollenverhalten: Ein von der sozialen Geschlechtszuweisung „abweichendes“ Geschlechtsrollenverhalten und auch eine „homosexuelle Orientierung“ können demnach, sofern sie nicht Ausdruck einer in den ersten Lebensjahren ausgebildeten Identifikation entgegen der Geschlechtszuweisung sind, keinen Geschlechtsidentitätswechsel herbeiführen. Denn die Geschlechtsidentität kann nach dieser Auffassung eben nicht gewechselt werden. Sie wird vielmehr gerade dadurch gekennzeichnet, dass sie nach ihrer frühkindlichen Herausbildung lebenslänglich festgelegt sein soll. Bei „eindeutiger“

Geschlechtsidentität könne dagegen auch „abweichendes Verhalten“ psychisch integriert werden (vgl. Money, Ehrhardt 1975, S. 21ff., 147, 160ff.). In der klinischen Praxis werden jedoch Verhaltensweisen, die den Bogen zu weit spannen, als Hinweis auf eine „gefährdete“ Geschlechtsidentität sorgenvoll beobachtet, und unter Umständen einer psychotherapeutischen Bearbeitung zugeführt.⁸

Auf der Basis dieses Erkenntnisrasters der Geschlechtsidentität zielt die Behandlung intersexueller Kinder auf eine stabile und authentische Selbstverortung im polarisierten Zweigeschlechterschema und eine damit „übereinstimmende“ Außendarstellung. Dabei wird eine „eindeutig“ männliche oder weibliche Selbstverortung und -darstellung mit ihren engen Vorgaben und Begrenzungen zur Grundlage einer „gesunden“ Persönlichkeitsentwicklung und der menschlichen Entwicklung schlechthin erklärt. Das Verfehlen der Norm einer „eindeutigen“ Geschlechtsidentität wird demgegenüber als menschliche und psychische Katastrophe hingestellt und von vorneherein als pathologischer, im Grunde nicht lebbarer Zustand „verworfen“ (vgl. Butler 1997, S. 29f.). Auf diese Weise erscheint die der Behandlung intersexueller Kinder zugrunde liegende Problemstellung, die die stabile Geschlechtsidentitätsentwicklung in den Mittelpunkt der Sorge rückt, als ein evidenten humanes Anliegen.

Prinzip Prävention: „Eine frühe eindeutige Festlegung des Geschlechts erleichtert die Entwicklung einer stabilen Geschlechtsidentität“

Wie hängt das Behandlungsziel der „gesunden“ Geschlechtsidentitätsentwicklung mit dem Behandlungsvorgehen zusammen? Wesentlich dafür ist ein Programm präventiver „Normalisierung“, das behauptet, durch die chirurgisch-hormonelle „Normalisierung“ der Genitalien und des gesamten Körpers eine „Störung“ der Geschlechtsidentitätsentwicklung verhüten zu können. Die begriffliche Wegbereitung für dieses Programm gründet auf der medizinischen Definition von Intersexualität als „Störung der pränatalen somatosexuellen Differenzierung“ (vgl. Bosinski 2001b, S. 330). Für Intersexuelle und ihre Angehörigen lautet die entsprechende Sprachregelung in einem Handbuch der Kinderheilkunde: „Die Begriffe Zwitter, Intersex, Hermaphroditismus dürfen nicht benutzt werden, man soll vielmehr von ‚noch nicht voll ausgebildeten‘, von ‚nicht ganz zu Ende entwickelten‘ Geschlechtssteilen sprechen“ (Mühlendahl 1991, S. 24).⁹ Die Eltern „(...) sollten darüber informiert werden, dass die Geschlechtsentwicklung (...) bei der Geburt gelegentlich noch nicht abgeschlossen ist“ (Sinnecker 2002, S. 193). Um die Zustimmung der Eltern zur Behandlung zu erhalten, könne ihnen auf dieser Grundlage erklärt werden, dass die medizinischen Maßnahmen der „Angleichung“ an die „Normalentwicklung“ dienen (vgl. Dittmann 1989, S. 127). Intersexualität wird also im Verhältnis zur Entwicklungsnorm als „unvollkommene Geschlechtsentwicklung“ abgewertet, die durch die medizinischen Eingriffe vollendet werden soll. „Diagnose und Therapieanweisung“, so Heike Bödeker

von der AGGPG, „fallen hierdurch zusammen“ (Bödeker 1998, S. 100).

Die wissenschaftliche Sinnstiftung, die einen rationalen Zusammenhang zwischen körperlichen Eingriffen und angestrebten psychischen Effekten gewährleisten soll, liefert eine psychologische Theorie der psychosexuellen Entwicklung. Diese wurde in ihren Grundzügen 1955 in Baltimore im Zusammenhang mit der Einführung des neuen Behandlungsvorgehens bei Intersexualität von John Money und seinen Kolleg/innen formuliert, und ist – nach ihrer Etablierung Ende der Sechziger Jahre, die gegen einige Widerstände erfolgte¹⁰ – bis vor wenigen Jahren in der deutschsprachigen medizinisch-psychologischen Intersexualitäts-Literatur kaum grundsätzlich in Frage gestellt worden (vgl. z.B. die affirmative und häufig zitierte Darstellung in Dittmann 1989). Empirische Basis der Theorie waren Begleitstudien zum neuartigen Behandlungsvorgehen, die das Team um Money durchführte (vgl. Money 1955; Hampson 1955; Money, Hampson, Hampson 1955b). Die Untersuchungen bestanden zum Großteil darin, das Verhalten, Selbstbeschreibungen und andere Äußerungen von Intersexuellen mit zweigeschlechtlich angeordneten Bewertungskriterien abzugleichen, und daran den Erfolg oder Misserfolg der Behandlung zu messen. In der Folge entstanden dem Aufbau nach ganz ähnlich angelegte Studien in verschiedenen Ländern, jedoch vor allem am Johns Hopkins Hospital. Intersexuelle wurden somit zum Versuchsobjekt einer neuen Behandlungspraxis und zugleich zum Studienobjekt der Untersuchung von Einflussfaktoren der psychosexuellen Entwicklung gemacht. Ergebnis der Begleitforschung des Baltimorer Teams war, dass nicht biologische Faktoren festlegen, ob ein Mensch sich entsprechend der Geschlechtszuweisung psychosexuell anpasst und sozial integriert. Ausschlaggebend erschien vielmehr eine frühzeitige eindeutige und ein für allemal feststehende Zuordnung des Geschlechts sowie eine konsequente Erziehung. Ein weiteres Forschungsergebnis besagte: Je eindeutiger die äußeren Genitalien, desto eindeutiger die Geschlechtszuweisung und die Erziehung, und umso eindeutiger die Geschlechtsrollenentwicklung. Erklärt wurde das folgendermaßen: Die Eltern und das heranwachsende Kind – in Interaktion mit dem Bild, das ihm seine nächste Umgebung widerspiegelt – interpretieren seine Genitalien als ein „Zeichen“, das das Kind im Erlernen seiner Geschlechtsrolle bestärke oder auch verunsichere. Die Konzeptualisierung eines Zeicheninterpretationsprozesses, innerhalb dessen die Genitalien Bedeutung gewinnen, ermöglicht es, die Geschlechtszuweisung als einen willkürlichen Akt zu betrachten, der – mit Hilfe einer medizinischen Manipulation der Genitalien – gezielt beeinflussbar sei. Während der Akt der „Geschlechtszuweisung“ als primäre Weichenstellung der psychosexuellen Entwicklung, sozusagen als Urszene der Vergeschlechtlichung isoliert wird, wird der Zusammenhang zwischen der Geschlechtszuweisung, der Erziehung und dem kindlichen Lernprozess als eine Art automatisierter, linearer Reaktionskette dargestellt, die entlang einer binären Verzweigung immer weiter auseinander

tritt (vgl. Money, Ehrhardt 1975, S. 28).¹¹ Als theoretisches Bindeglied zwischen der behaupteten Formbarkeit der Entwicklung und des Ziels einer stabilen, angepassten Psychosexualität wurde das Konzept der „sozialen Prägung“ eingeführt: Danach wird die Geschlechtsrolle während einer „kritischen Phase“ in den ersten beiden Lebensjahren durch die Erziehung dermaßen nachhaltig geprägt, dass sie ab dem Alter von zwei Jahren ein fester Bestandteil des Selbstbildes ist. Mit dem Konzept der „Prägung“ als eines sozial bedingten biographischen Langzeiteffekts schien es möglich, die psychosexuelle Entwicklung eines Kindes vorherzusagen. In Analogie zum Prägungskonzept von Konrad Lorenz, das dieser in den Dreißiger Jahren in der vergleichenden Verhaltensforschung an Vögeln entwickelt hatte, wird zudem die soziale Determination als notwendiger Entwicklungsabschnitt in einer umgrenzten biologischen, für Umwelteinflüsse offenen Phase dargestellt (vgl. Money 1957, S. 51f. & 151; Money, Hampson, Hampson 1957, S. 334).¹² Der Zeichencharakter der Genitalien, die Weichenstellung durch die Geschlechtszuweisung und schließlich die frühkindliche Prägung durch die Erziehung: Mit diesen Elementen wurde 1955 eine umfassende Theorie der psychosexuellen Entwicklung ausgearbeitet, die sowohl für die Entwicklung in „Fällen uneindeutiger Genitalien“ als auch für die Entwicklung im „Normalfall“ Gültigkeit beanspruchte. Um 1960 kam es in der tierexperimentellen Verhaltensforschung zu einem neuerlichen Aufschwung einer primär biologischen Erklärung des Sexualverhaltens, die Hormoneinwirkungen in der Phase der vorgeburtlichen Entwicklung des Zentralen Nervensystems als entscheidend ansah (vgl. Fausto-Sterling 2000). Bereits in den frühen Sechziger Jahren wandte sich das Team um Money diesem neuen Wissenschaftstrend zu, und postulierte eine Interaktionstheorie biologischer und sozialer Einflüsse, ohne jedoch seine grundlegenden Postulate zu verwerfen (vgl. z.B. Money 1963, S. 51 & 57). Die theoretische Integration der Biologie gelang gegen Ende der Sechziger Jahre – angestoßen durch das Konzept der „core gender identity“ von Robert Stoller (vgl. Stoller 1964; Stoller 1965) – durch eine begriffliche Differenzierung in „Geschlechtsrolle“ und „Geschlechtsidentität“. Während die im Alter von zwei Jahren etablierte Geschlechtsidentität als unveränderliche Grundlage der Persönlichkeitsentwicklung charakterisiert ist, wird die Geschlechtsrolle als derjenige Aspekt umschrieben, der veränderlich ist, insofern im Verhältnis zur Geschlechtsidentität „untypische“ Verhaltensweisen zeitweise oder auch dauerhaft auftreten könnten. Biologische und Umwelteinflüsse teilen Money und sein Team auf diese beiden Aspekte der Psychosexualität auf: Während die Geschlechtsrolle und sexuelle Orientierung durchaus eine biologische, hormonelle Prädisposition erkennen lassen würden, sei die Geschlechtsidentität von der sozialen Prägung abhängig (vgl. Ehrhardt, Epstein, Money 1968; Money, Ehrhardt 1975). Durch die Konstruktion eines stabilen inneren geschlechtsdifferenten Kerns in der Persönlichkeit, der Geschlechtsidentität, die wie ein Magnet „abweichende“, durchaus auch biologisch determinierte Verhaltenselemente

an sich zu binden vermag, bleibt trotz Interaktionsthese die Biologie der sozialen Prägung untergeordnet. Die psychosoziale Geschlechterdifferenz bildet den Rahmen, innerhalb dessen die Biologie Bedeutung erhält. Gleichzeitig wird die soziale Prägung als biologisches Erfordernis, als notwendige Formung des biologischen ‚Rohmaterials‘ dargestellt. Die sozialen Faktoren gelten damit nicht mehr, wie noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als bloße zweckmäßige „Entfaltung“ oder im Gegenteil „künstliche“ Überformung der determinierenden biologischen „Anlagen“. Allerdings wird als „sozialer Einfluss“ nur das gefasst, was aus der Perspektive des „Intersexualitätsmanagements“ gezielt gestaltbar erscheint: Das „Soziale“ meint die Geschlechtszuordnung und die „Erziehung“ durch die Eltern. Dagegen bildet die (institutionalisierte) soziale Praxis des zweigeschlechtlichen Klassifizierens die unhinterfragte Grundlage des Behandlungsvorgehens und der Prägungstheorie der Psychosexualität.

Zentral für das Behandlungsprogramm bei Intersexualität, wie es sich in der deutschen Literatur darstellt und bislang noch nicht ad acta gelegt worden ist, ist auf Grundlage der Prägungstheorie die Vermeidung einer „Störung“ der „kritischen Phase“ der psychosexuellen Entwicklung, d.h. der ersten beiden Lebensjahre. Als Störung gelten die „uneindeutigen Genitalien“, jedoch nicht etwa die chirurgischen und hormonellen Eingriffe. Diese Eingriffe werden in den einschlägigen Studien zur psychosexuellen Entwicklung von Intersexuellen gar nicht erst als Einflussfaktoren in Betracht gezogen, sondern nur bewertet, ob das „Korrekturergebnis“ kosmetisch „zufriedenstellend“ ist oder nicht. Erfahrungen der Hospitalisierung, Schmerzen, Scham, Isolation werden in solchen Studien systematisch ignoriert.¹³ Dagegen ist man sich einig, dass „uneindeutige Genitalien“ Verunsicherungen – zunächst der Eltern, später des sozialen Umfelds und direkt des Kindes – und negative Reaktionen provozieren mit der angeblich absehbaren Folge einer Geschlechtsidentitätsstörung. Die befürchtete Irritation oder Enttäuschung normativer zweigeschlechtlicher Grundannahmen ist mithin der Grund für die „Genitalkorrekturen“. Es gilt, das – als unwandelbar unterstellte – zweigeschlechtliche Klassifizierungsschema sowohl der Betroffenen und insbesondere des sozialen Umfelds zu konservieren bzw. vorbeugend vor Verstörungen und deren angeblich unvermeidlichen Folgen zu schützen. So rechtfertigt etwa der Kinder- und Jugendarzt Sinnecker die Aufrechterhaltung des bisherigen Behandlungsvorgehens trotz Kenntnis der Kritiken von Intersex-Initiativen damit, dass stärkere Toleranz wünschenswert, jedoch nicht in Sicht sei, „weder in unserer Gesellschaft noch in anderen Kulturkreisen der Welt“. Besonders sei

„(...) der Bereich der Geschlechtlichkeit und der Sexualität in erheblichen Maße tabuisiert. Dementsprechend groß sind die Probleme der Eltern, die Andersartigkeit ihres Kindes in diesem Bereich zu akzeptieren und ohne Heimlichkeiten damit umzugehen. Ein Kind mit einem ‚dritten Geschlecht‘ (oder überhaupt keinem Geschlecht) würde deshalb nicht nur im Umgang mit

der real existierenden Gesellschaft permanenten Konflikten ausgesetzt sein, sondern auch ein hohes Risiko haben, von den eigenen Eltern nicht akzeptiert und in ausreichendem Maße unterstützt zu werden. (...) Aus diesem Grunde kann sich der Arzt nicht durch einfaches Nichtstun der Verantwortung entziehen“ (Sinnecker 2002, S. 192).

Damit wird ein konservatives Menschen- und Gesellschaftsbild entworfen, das die angebliche Unwandelbarkeit des Denkens und der Wahrnehmung von Geschlecht nicht nur als selbstverständlich darstellt, sondern darüber hinaus daran mitwirkt, Verstörungen und damit Chancen für Veränderungen zu vermeiden. Das Prinzip der Prinzipien scheint zu lauten: Grundsätze sind dafür da, sie zu bewahren.

Neueste Behandlungsevaluation: Fortschreibung alter Prinzipien?

In den Neunziger Jahren hat sich in der deutschsprachigen Literatur nach meinen Recherchen einzig Wolf Eicher, Chefarzt an der gynäkologischen und geburtshilflichen Abteilung des Diakonissenkrankenhauses Mannheim, eindeutig gegen die frühzeitigen „genitalkorrigierenden“ Eingriffe ausgesprochen. Zur Beeinflussbarkeit der Geschlechtsidentität schrieb er 1995:

„Die Meinung, dass diese plastisch und in der früheren Kindheit durch Erziehung formbar sei, kann sich im Einzelfall als falsch erweisen. (...) Die Bedeutung der von der Norm abweichenden Genitalorgane in der frühen Kindheit für die Geschlechtsidentität wird wahrscheinlich überschätzt. Die Fälle, die wir mit eindeutiger und z.T. großer Klitorishypertrophie auch nach der Pubertät gesehen und operiert haben, hatten deshalb trotzdem alle eine eindeutige weibliche Geschlechtsidentität“ (Eicher 1995, S. 40 & 43).

Daraus schloss er in Absetzung gegen die dominierenden Leitlinien der Behandlung:

„Wir sind also der Ansicht, dass es nicht notwendig ist, so früh wie möglich in Richtung der erwünschten Geschlechtsidentität zu operieren, um dadurch Störungen zu vermeiden. Vielmehr ist eine Korrektur in der Adoleszenz hinreichend und verhindert Fehlentscheidungen“ (Eicher 1995, S. 41).

Eichers Kritik des gängigen Behandlungsvorgehens verhallte. Erst nachdem die Kritik von Intersex-Initiativen und ihren Unterstützer/innen in die Mainstream-Medien gelangte, zunächst in den USA und dann auch in Deutschland, sahen sich doch verschiedene Mediziner/innen und Psycholo/innen genötigt, Stellung zu nehmen. Als Reaktion auf die Kritik wird vor allem eine „Evaluation“, d.h. Überprüfung des Behandlungsvorgehens gefordert.¹⁴ Der „Fehler“ des bisherigen Behandlungsvorgehens wird zumeist in einer unangemessenen Theorie der psychosexuellen Entwicklung gesucht. Die alten und neuen Anhänger/innen biologischer

Gesellschaftserklärungen, die bislang den empirischen Nachweis für eine „biologische“ Prägung der Geschlechtsidentitätsentwicklung schuldig blieben (während für die Geschlechtsrollenentwicklung biologische Faktoren bereits seit langem „anerkannt“ und in die Theorie der „sozialen Prägung“ integriert sind), sehen sich in ihren Zweifeln an der These der frühkindlichen sozialen Prägung bestätigt (vgl. z.B. Kuhnle-Krahl, Balzer 2003, S. 31f.; Bosinski 2001a, S. 79; Cohen-Kettenis, Pfäfflin 2003, S. 103).

Welche Konjunktur die Suche nach biologischen Erklärungen der Psychosexualität hat, lässt sich auch an den Forschungsprogrammen der nach der Jahrtausendwende gegründeten „Forscherguppe Intersexualität“ und des „Netzwerks Intersexualität“ sehen. Die Programme kombinieren standardisierte Befragungen erwachsener Intersexueller zur psychosexuellen Entwicklung, Lebensqualität und Behandlungszufriedenheit u.a. mit Forschungen zu den molekulargenetischen und hormonalen „Grundlagen“ der Entstehung von Intersexualität und der Entwicklung der Psychosexualität. Welches großes Gewicht biologischen Faktoren für die Entwicklung der Geschlechtsidentität nach Meinung der „Forscherguppe Intersexualität“ zukommt, ist auf den Internetseiten des Projekts festgehalten.¹⁵ Dabei handelt es sich allerdings um eine These, die ebenso wie die Theorie der sozialen Prägung der Geschlechtsidentität von vorneherein ein zweigeschlechtliches Raster und ein automatisches, lineares Entwicklungsschema zugrunde legt. In der Suche nach der „richtigen“ Entwicklungstheorie kann man im Zusammenhang der Behandlungsevaluation nur dann einen Sinn erblicken, wenn man weiterhin nach „objektiven“ Kriterien für das „beste“ Behandlungsvorgehen zur „Normalisierung“ der Geschlechtsidentität sucht. Es wird sich noch zeigen müssen, ob die „Forscherguppe Intersexualität“, wie vor kurzem angekündigt, ernst damit macht, die negativen Behandlungserfahrungen auch hinsichtlich ihres Einflusses auf die psychosexuelle Entwicklung zu berücksichtigen (vgl. Richter-Appelt 2004, S. 239, 255). Denn dann könnte die Behandlung nicht mehr einfach als „neutrale“ technische Stütze dieser Entwicklung dargestellt werden. Problematisch bleibt jedoch, dass wiederum von Mediziner/innen und Psycholog/innen die Problemfelder und relevanten Fragen für eine Behandlungsüberprüfung weitgehend vorstrukturiert worden sind, und ihre Zuständigkeit und (In-)Kompetenz im Umgang mit „Intersexualität“ nicht diskutiert wird. Dabei existieren – für andere Fragestellungen des Sozial- und Gesundheitsbereichs – erprobte Ansätze zu einer betroffenenkontrollierten Forschung (vgl. Russo, Fink 2003).

Zudem ist die Kombination der Behandlungsevaluation mit Forschungen zu genetischen und hormonellen Entstehung verschiedener Formen von Intersexualität aus einer ethischen Betrachtung heraus kaum zu verstehen, und lässt Zweifel an den Absichten der Projektgruppen aufkommen. Denn mit solchen Forschungen können die bereits vorhandenen Kenntnisse über genetische und hormonelle „Anzeiger“ von Intersexualität für die genetische „Familienberatung“¹⁶ und die Pränataldiagnostik ausgebaut werden,

auf deren Grundlage die Zeugung und Geburt eines intersexuellen Kindes verhindert¹⁷ oder dessen „Geschlechtsangleichung“ sogar schon vor der Geburt auf „Verdacht“ begonnen werden kann¹⁸ (vgl. Lexikon der Syndrome und Fehlbildungen 1999). Das hormonelle und genetische „Wahrheitsprogramm“ (Lemke 2000) drängt (potentielle) Eltern zu einer „verantwortlichen Entscheidung“ über den „Lebenswert“ eines (unbehandelten) intersexuellen Kindes. „Entscheidung“ suggeriert eine eigenständige Wahl, doch gelten als „verantwortlich“ allein solche Entscheidungen, die den Grundsatz akzeptieren, dass Geschlechternormen nur individuell durch Anpassung oder vorbeugende Beseitigung des Abweichenden begegnet werden kann. Eine Entwicklung hin zu immer frühzeitigerer „Korrektur“ von Intersexualität, häufigerer Abtreibung oder gezielter Vermeidung konterkariert die Kämpfe von Intersex-Initiativen für die respektvolle Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt und das Selbstbestimmungsrecht von Intersexuellen (vgl. Fansa, Reiter 2001; XY-Frauen zu PID 2004).

Weitgehend vergessen ist heute, dass Rudolf Virchow und andere bekannte Ärzte um 1900 den mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches verbundenen Wegfall des so genannten „Zwitterparagraphen“ des Preußischen Allgemeinen Landrechts kritisierten, der volljährigen Hermaphroditen die Möglichkeit zugebilligt hatte, selbst festzulegen, ob sie sich dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zurechnen wollten (zur rechtlichen Entwicklung vgl. Plett 2002). Ebenfalls vergessen ist, dass sich noch bis Anfang der Sechziger Jahre, als die chirurgischen und hormonellen Behandlungstechniken bereits – aus Sicht der Medizin – weniger riskant und „effektiver“ geworden waren, im

deutschsprachigen Raum sehr viele Mediziner/innen gegen „Genitalkorrekturen“ bei „intersexuellen“ Kindern aussprachen, weil sie der Ansicht waren, dass nur der Betroffene „selbst entscheiden [kann], welchem Geschlecht er sich zugehörig fühlt“ (vgl. Büttner, Titze 1948, S. 382). Die historischen Hintergründe dafür, die hier nicht dargestellt werden können, sind allerdings ambivalent zu beurteilen. Doch lässt sich an diesen Beispielen m.E. verdeutlichen, wie wenig heutzutage Mediziner/innen, Psycholog/innen und ihre Vereinigungen wie insbesondere die *Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung* oder die *Deutsche Gesellschaft für Kinderchirurgie* bereit sind, ihren Kolleg/innen, der Gesellschaft, der Politik oder dem Recht grundsätzliche Fragen zu stellen, statt ihre Grundsätze zu verteidigen. Die Prinzipien der Zweigeschlechtlichkeit, der stabilen Geschlechtsidentität und der präventiven Normalisierung verhindern noch immer, dass heranwachsende Intersexuelle selbst darüber entscheiden können, wie sie leben wollen, und sie auf ihrem Weg mit Offenheit und Phantasie bezüglich dessen, was quer zur Zweigeschlechtlichkeit alles möglich ist, unterstützt werden.

Ulrike Klöppel ist Psychologin und in der Anti-Psychiatrie tätig; wissenschafts- und geschlechtergeschichtliche Promotion an der Universität Potsdam, Soziologie; Mitglied der AG Polymorph und der Kurator_Innen-Gruppe des Ausstellungs- und Archivprojekts „1-0-1 [one, o one] intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung“ der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst (www.101intersex.de).

Fußnoten:

- 1 Siehe dazu die Webseiten www.xy-frauen.de, www.dgti.trans-info.de und www.postgender.de (Postgender ist allerdings seit einiger Zeit nicht mehr online).
- 2 „Aus psychiatrischer und sexualmedizinischer Sicht ist die Vereindeutigung des Geschlechts bei Säuglingen und Kleinkindern (...) empfehlenswert, um eine ungestörte psychische Identitätsentwicklung zu ermöglichen“ (Deutscher Bundestag, Drucksache 14/5425 vom 16.03.2001, Vorwort). Die Behandlung diene dazu, „(...) ein möglichst normales Aufwachsen des Kindes zu ermöglichen und durch die Intersexualität entstehende psychische Belastungen zu vermeiden“ (Ebd., Antwort auf Frage 24).
- 3 So formuliert etwa der pädiatrische Endokrinologe Herbert F. Stolecke: „Die Norm ist eine harmonische Übereinstimmung von chromosomalem, gonadalem und anatomischen Geschlecht. Ebenso fügt sich das individuelle Verständnis, männlich oder weiblich zu sein, in die physiologische Situation ein. Eine gestörte Geschlechtsentwicklung bedeutet dagegen, dass diese harmonische Übereinstimmung innerhalb der determinierenden und differenzierenden Abläufe nicht erreicht wurde. Es entsteht ein vielfältiges Muster von der regelhaften Entwicklung abweichender Befunde. Der Begriff ‚Intersexualität‘ versucht, diese sehr unterschiedlichen Ausprägungen einer diskordanten biologischen Konstellation zu apostrophieren“ (Stolecke 1997, S. 525).
- 4 Gegen „die angeblich totale Relativität der Geschlechterrollen“ stellt auch das Kapitel „Anthropologische Grundlegung“ von Hartmut A.G. Bosinski im Handbuch der „Sexualmedizin“ ethnographische und sexualmedizinisch/-psychologische Argumente zusammen (vgl. Bosinski 2001a, S. 76f.).
- 5 Das lässt sich insbesondere an der Definition des Keimdrüsengeschlechts aufzeigen, wonach Hoden oder Eierstöcke über das Geschlecht einer Person bestimmen sollen. Nahezu gleichzeitig mit ihrer paradigmatischen Formulierung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (u.a. bereits 1830 durch Rudolf Virchows Lehrer Johannes Müller) und der Festbeschreibung des Keimdrüsenkriteriums als „Wahrheit des Geschlechts“ wurde diese Definition innermedizinisch in Frage gestellt, und zwar anhand einer praktischen wie auch wissenschaftlichen Problematisierung von „Fällen uneindeutigen Geschlechts“ (vgl. Klöppel 2002a & 2002b).

- 6 „Ein Mann oder eine Frau zu sein bedeutet wesentlich mehr, als nur verschiedene Chromosomen, Gonaden, Gonodukte oder Genitalien zu haben. Es ist dies ein basales, zumeist unhinterfragtes Selbstverständnis, eine Seins- und Identitätsform“ (Bosinski 2001a, S. 73; vgl. auch Cohen-Kettenis, Pfäfflin 2003, S. 93).
- 7 Ein Arzt und Psychologe der Hamburger Universitätskinderklinik schreibt: „Abwartende und bagatellisierende Haltungen von behandelnden Ärzten und unzureichende Aufklärung können – wie wir es immer wieder einmal beobachtet haben – zu unzureichender oder verspäteter Behandlung und dann letztlich für die Patienten zu Fehlentwicklungen, Verstimmungen, Verhaltens- und Leistungsstörungen, gestörter Geschlechtsidentifikation und bis zu Suicidideen führen“ (Dittmann 1984, S. 242).
- 8 Das zeigen auch die intensiven Forschungen an Intersexuellen zu ihrer psychosexuellen Entwicklung (vgl. z.B. Dittmann 1989; Kuhnle, Bullinger, Schwarz, Knorr 1993).
- 9 Weiter heißt es dort, „dass mit dem Chromosomengeschlecht und der Gonadendifferenzierung noch keineswegs von der Natur (dem Schöpfer, dem Schicksal) eine endgültige Entscheidung darüber getroffen ist, ob aus dem Embryo oder Feten später ein Junge oder ein Mädchen wird“ (Mühlendahl 1991, S. 23f.). An der Stelle des „Schöpfers“ positionieren sich Mediziner/innen, die gleich nach Geburt die Entscheidung über die Geschlechtszuordnung fällen.
- 10 Diese und andere vergessene Kapitel der Entstehungsgeschichte der Intersexualitätsbehandlung rekonstruiere ich in meiner im Entstehen begriffenen Dissertation mit dem Titel *XXOXY ungelöst. Die medizinisch-psychologische Problematik „uneindeutigen Geschlechts“ im 19. und 20. Jahrhundert und die Trans-/Formierungen der Kategorie „Geschlecht“*; vgl. auch Klöppel 2005.
- 11 In den Worten von Dittmann: „Eine solche Auskunft („Sie haben einen Jungen, ein Mädchen“) setzt eine Kette geschlechtsdifferenter Reaktionen in Gang, wie die Namensregelung, die Anrede mit ‚er‘ oder ‚sie‘, die Kleiderfarben (blau, rosa) etc.“ (Dittmann 1989, S. 71, vgl. auch S. 74).
- 12 Lorenz kennzeichnete mit dem Begriff der „Prägung“ den „Erwerb des Objekts angeborener Triebhandlungen“ durch „Beeinflussung von außen“ in „einem eng umgrenzten Zeitabschnitt“ der Entwicklung der Jungvögel bestimmter Arten (vgl. Lorenz 1935/1966, S. 141ff. & 270).
- 13 In einer Hamburger Studie wurden zwar so genannte „Coping und Compliance“-Fragen gestellt. Im Kontext der Studie bedeutete dies Fragen nach der Krankheitsbewältigung und der Befolgung ärztlicher Verordnungen und Ratschläge. Einflüsse auf die psychosexuelle Entwicklung, so hieß es pauschal in der Darstellung durch Dittmann, seien anhand der Studienergebnisse nicht auszuschließen. Doch könnten diese höchstens eine untergeordnete Rolle spielen (vgl. Dittmann, Kappes, Kappes u.a. 1990a, S. 418; Dittmann, Kappes, Kappes u.a. 1990b, S. 430f.). Allerdings finden sich weder in Dittmanns Bericht noch in späteren Veröffentlichungen von anderen Arbeitsgruppenmitgliedern aus Hamburg entgegen verschiedentlich Ankündigungen eine tatsächliche Auswertung des Interviewteils zu „Coping und Compliance“. Bis Anfang der Achtziger Jahre gab es in Deutschland keine breit angelegten Untersuchungen zur psychosexuellen Entwicklung von Intersexuellen. Umso größer war die Rezeption der Hamburger Studie in der deutschsprachigen Literatur. An der inhaltlichen Ausblendung des Bereichs „Coping und Compliance“ wurde nicht Anstoß genommen; im Gegenteil wurde und wird die Studie als Beleg für den – umgrenzten – Einfluss pränataler biologischer Faktoren auf die Geschlechtsrolle zitiert.
- Eine Auseinandersetzung mit der Möglichkeit einer Traumatisierung durch die Eingriffe wurde in der deutschsprachigen Literatur zu Intersexualität nur am Rande und äußerst oberflächlich geführt. Ergebnis solcher seltenen Thematisierungen war die Annahme, dass medizinische Eingriffe, sofern sie vor Vollendung des zweiten Lebensjahres stattfinden, später nicht erinnert werden (vgl. Westenfelder 2001, S. 415). Erwachsene Intersexuelle berichten dagegen von leidvollen Erfahrungen. Dass die Operationen traumatisierende Wirkungen haben können, auch wenn die Erinnerung an die Eingriffe nicht präsent ist. Darauf hat selbst John Money, allerdings bagatellisierend, hingewiesen (vgl. Money, Lamacz 1987). Tamara Alexander kommt zu dem Schluss, dass das Behandlungssetting und die psychischen Auswirkungen vergleichbar mit der Erfahrung sexuellen Missbrauchs und dadurch bedingter Traumatisierung seien. Ähnlich der Situation des Kindes bei sexuellem Missbrauch seien die medizinischen Eingriffe im Genitalbereich wiederholte körperliche Grenzübertretungen, die vom Kind nicht kontrolliert werden können und Schmerzen auslösen. Weitere Analogien seien die Heimlichkeit bzw. Fehlinformation bis hin zum Betrug durch Familie oder andere wichtige Bezugspersonen (z.B. als Täuschung über den Anlass zu einer Operation) und damit verbundene mangelnde Auseinandersetzungsmöglichkeiten über die mit Angst und Scham besetzten Erlebnisse innerhalb des Behandlungskontextes oder der Familie, verstärkt i.d.R. durch ein Schweigegebot gegenüber Menschen außerhalb dieser Kontexte (vgl. Alexander 1997).
- 14 Bis „wissenschaftlich“ allgemein akzeptierte Ergebnisse einer solchen Evaluation vorliegen, kann allerdings noch viel Zeit vergehen. Werden bis dahin intersexuelle Kinder weiterhin „genitalkorrigiert“? Die Empfehlung für die „Zwischenzeit“ von Hartmut A.G. Bosinski, Sexualmediziner an der Universität Kiel, lautet auf eine möglichst „schonende, spätere Korrekturen nicht verbauende Vorgehensweise“ bezüglich der Genitaloperationen im Kleinstkindalter (vgl. Bosinski 2001b, S. 334f.). Was auch immer das genau bedeutet – die Notwendigkeit der „Normalisierung“ selbst wird nicht in Frage gestellt.

- 15 „Die Geschlechtsidentität entwickelt sich in der Regel bis zum 14. Lebensmonat, kann sich aber in der Abhängigkeit von biologischen und psychosozialen Faktoren noch später verändern. Dabei sind sowohl autosomale als auch den Gonosomen zugeordnete Gene von Bedeutung. (...) Das bei Menschen mit Intersexualität deutlich häufiger als in der Normalbevölkerung auftretende Phänomen der mangelnden Identifizierung mit der zugewiesenen Geschlechtsidentität (gender identity disorder) bis hin zum Wunsch nach Änderung des Geschlechtes lässt vermuten, dass verschiedene Faktoren zur Entwicklung einer Geschlechtsidentität beitragen müssen. Insbesondere die pränatale Hormonexposition mit Androgenen, aber auch anderen Steroiden scheint eine wichtige Rolle in der Prägung des menschlichen Gehirns zu spielen“ (<http://www.forschergruppe-intersex.de/deu/index.html>, Stand: 03.01.2005).
- 16 Nach Olaf Hiort, der die Klinik für Kinderheilkunde und Jugendliche im Universitätsklinikum Lübeck leitet und in der „Forschungsgruppe Intersexualität“ für die genetische Forschung zuständig ist, liegt ein Nutzen von „Gentests“ außer in der Differentialdiagnostik in der „Bestimmung von heterozygoten Genträgern“ in betroffenen Familien (vgl. Hiort 1998, S. 88; vgl. auch Sippell, Knorr 1991, S. 684; Sippell 2000, S. 3).
- 17 Intersexualität stellt bei pränataler Diagnose eine medizinische Indikation dar, mit der eine Abtreibung legal auch lange nach dem dritten Schwangerschaftsmonat möglich ist.
- 18 AGS ist pränataldiagnostisch ab der 8. Schwangerschaftswoche feststellbar, wird aber bei Verdacht aufgrund familiärer „Prädisposition“ bereits in der 5.-6. Woche, also ohne konkrete Diagnose, behandelt, um die genitale „Vermännlichung“ chromosomal „weiblicher“ Embryos zu „verhüten“. Wenn der Befund in der 8. Schwangerschaftswoche negativ ist, wird die Behandlung abgebrochen (vgl. Knorr, Schwarz, Müller 1994, S. 224; Stolecke 1995, S. 175f.; Sippell 2000, S. 3; vgl. dazu die Analyse von Fausto-Sterling 2000a, S. 54ff.).

Literatur:

- Alexander 1997:** Alexander, Tamara: *Der medizinische Umgang mit intersexuellen Kindern: Eine Analogie zum sexuellen Kindesmißbrauch*, in: Reiter, Michel (Hrsg.): *Hermaphroditen im 20. Jahrhundert. Zwischen Elimination und Widerstand* (Broschüre), Bremen 1997, S. 13-18
- AWMF-Leitlinien-Register Nr. 006/105, 2002:** Deutschen Gesellschaft für Kinderchirurgie, Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften: *Leitlinien der Deutschen Gesellschaft für Kinderchirurgie: Intersexualität: Störungen der sexuellen Differenzierung*. AWMF online: AWMF-Leitlinien-Register Nr. 006/105 (<http://www.uni-duesseldorf.de/WWW/AWMF/III/006-105.htm>), Stand: September 2002
- AWMF-Leitlinien-Register Nr. 043/029, 2003:** Deutsche Gesellschaft für Urologie, Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften: *Leitlinien der Deutschen Gesellschaft für Urologie: Störungen der sexuellen Differenzierung*. AWMF online: AWMF-Leitlinien-Register Nr. 043/029 (<http://leitlinien.net/>), Stand: 02.01.2003
- Blunck 1997:** Blunck, Werner: *Erkrankungen der endokrinen Drüsen*, in: Harnack, Gustav-Adolf von; Koletzko, Berthold (Hrsg.): *Kinderheilkunde*, 1997, 10., vollst. überarb. Aufl., S. 193-228
- Bödeker 1998:** Bödeker, Heike: *Intersexualität (Hermaphroditismus) – Eine Fingerübung in Compliance? „Dazwischen“, „beides“ oder „weder noch“?*, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 21, H. 49/50, 1998, S. 99-107
- Bosinski 2001a:** Bosinski, Hartmut A.G.: *Anthropologische Grundlegung: Individualgeschichte*, in: Beier, Klaus M.; Bosinski, Hartmut A. G.; Hartmann, Uwe; Loewit, Kurt (Hrsg.): *Sexualmedizin. Grundlagen und Praxis*, München, Jena 2001
- Bosinski 2001b:** Bosinski, Hartmut A.G.: *Geschlechtsidentitätsstörungen*, in: Beier, Klaus M.; Bosinski, Hartmut A. G.; Hartmann, Uwe; Loewit, Kurt (Hrsg.): *Sexualmedizin. Grundlagen und Praxis*, München, Jena 2001
- Büttner, Titze 1948:** Büttner, Adalbert; Titze, Gotthard: *Zur Anzeigenstellung operativer Eingriffe beim Hermaphroditismus*, in: Archiv für klinische Chirurgie, Bd. 261, H. 3/4, 1948, S. 378-402
- Butler 1997:** Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt am Main 1997
- Cohen-Kettenis, Pfäfflin 2003:** Cohen-Kettenis, Peggy T.; Pfäfflin, Friedmann: *Transgenderism and Intersexuality in Childhood and Adolescence. Making Choices*, Thousand Oaks, London, New Delhi 2003
- Deutscher Bundestag, Drucksache 14/5425 vom 16.03.2001:** *Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Christina Schenk und der Fraktion der PDS, betr.: Intersexualität im Spannungsfeld zwischen tatsächlicher Existenz und rechtlicher Unmöglichkeit*, Deutscher Bundestag, Drucksache 14/5425, 16.03.2001
- Dittmann 1984:** Dittmann, Ralf W.: *Psychosoziale Aspekte bei der Wahl der Geschlechtsrolle für intersexuelle Patienten*, in: Hesse, Volker (Hrsg.): *Intersexualität im Kindesalter*, Jena 1984, S. 237-249
- Dittmann 1989:** Dittmann, Ralf W.: *Pränatal wirksame Hormone und Verhaltensmerkmale von Patientinnen mit den beiden klassischen Varianten des 21-Hydroxylase-Defektes. Ein Beitrag zur Psychoendokrinologie des Adrenogenitalen Syndroms*, Europäische Hochschulschriften, Reihe VI: Psychologie, Bd. 298, Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris 1989
- Dittmann, Kappes, Kappes u.a. 1990a:** Dittmann, Ralf W.; Kappes, Michael H.; Kappes, Marianne E.; Börger, Doris; Stegner, Hendrik; Willig, Rolf H.; Wallis, Hedwig: *Congenital adrenal hyperplasia. I: Gender-related behavior and attitudes in female patients and sisters*, in: Psychoneuroendocrinology, Vol. 15, No. 5/6, 1990, S. 401-420

- Dittmann, Kappes, Kappes u.a. 1990b:** Dittmann, Ralf W.; Kappes, Michael H.; Kappes, Marianne E.; Börger, Doris; Meyer-Bahlburg, Heino F.L.; Stegner, Hendrik; Willig, Rolf H.; Wallis, Hedwig: *Congenital adrenal hyperplasia. II: Gender-behavior and attitudes in female salt-wasting and simple-virilizing patients*, in: *Psychoneuroendocrinology*, Vol. 15, No. 5/6, 1990, S. 421-434
- Editorial „Intersexualität - Transsexualität“**, *Der Gynäkologe*, 28, 1995: *Intersexualität – Transsexualität*, in: *Der Gynäkologe*, Bd. 28, 1995, S. 3-4
- Ehrhardt, Epstein, Money 1968:** Ehrhardt, Anke A.; Epstein, Ralph; Money, John: *Fetal Androgens and Female Gender Identity in the Early-Treated Adrenogenital Syndrome*, in: *The Johns Hopkins Medical Journal*, Vol. 122, No. 3, 1968, S. 160-167
- Eicher 1995:** Eicher, Wolf: *Operative Therapie bei intersexuellem, weiblichen Genitale und bei Transsexualismus*, in: *Der Gynäkologe*, Bd. 28, 1995, S. 40-47
- Fansa, Reiter 2001:** Fansa, Samira; Reiter, Michel: *Junge oder Mädchen? Zeig mir dein Geschlecht*, in: *Jungle World*, Nr. 14, März 2001
- Fausto-Sterling 2000:** Fausto-Sterling, Anne: *Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*, New York 2000
- Hampson 1955:** Hampson, Joan G.: *Hermaphroditic genital appearance, rearing and eroticism in hyperadrenocorticism*, in: *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital*, Vol. 96, No. 6, 1955, S. 265-273
- Hiort 1998:** Hiort, Olaf: *Vom Genotyp zum Phänotyp. Molekulargenetische Diagnostik bei Intersexualität*, in: *Monatsschrift für Kinderheilkunde*, Bd. 146, 1998, S. 86-91
- Joppich 1992:** Joppich, Ingolf: *Erkrankungen und Fehlbildungen der Genitalorgane*, in: Schulte, F.J.; Spranger, J. (Hrsg.): *Lehrbuch der Kinderheilkunde: Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter*, Stuttgart, Jena, New York 1992, 27., neubearb. Aufl., S. 690-694
- Kessler 2000:** Kessler, Suzanne J.: *Lessons from the Intersexed*, New Brunswick, New Jersey, London 2000
- Klöppel 2002a:** Klöppel, Ulrike: *XX0XY ungelöst. Störungsszenarien in der Dramaturgie der zweigeschlechtlichen Ordnung*, in: Polymorph (Hrsg.): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 153-180
- Klöppel 2002b:** Klöppel, Ulrike: ‚Störfall‘ *Hermaphroditismus und Trans-Formationen der Kategorie ‚Geschlecht‘*. Überlegungen zur Analyse der medizinischen Diskussionen über Hermaphroditismus um 1900 mit Deleuze, Guattari und Foucault, in: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*, Jg. 6, 2002, S. 137-150
- Klöppel 2005:** Klöppel, Ulrike: ‚Strenge Objektivität und extremste Subjektivität konkurrieren‘: *Hermaphroditismusbehandlung in der Nachkriegszeit und die Durchsetzung von gender by design*“, in: *Neue Gesellschaft für Bildende Kunst e.V. (Hrsg.): 1-0-1 [one `o one] intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung*, Berlin 2005, S. 168-185
- Knorr, Schwarz, Müller 1994:** Knorr, Dietrich; Schwarz, Hans Peter; Müller, O.A.: *Das kongenitale adrenogenitale Syndrom*, in: *Der Internist*, Jg. 35, 1994, S. 219-225
- Kruse 1992:** Kruse, Klaus: *Krankheiten der endokrinen Drüsen*, in: Schulte, F.J.; Spranger, J. (Hrsg.): *Lehrbuch der Kinderheilkunde: Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter*, Stuttgart, Jena, New York 1992, 27., neubearb. Aufl., S. 245-276
- Kruse 1997:** Kruse, Klaus: *Endokrine Störungen*, in: Bartels, Helmut (Hrsg.): *Pädiatrische Diagnostik und Therapie*, München, Wien, Baltimore 1997, 29., überarb. Aufl., S. 561-614
- Kuhnle, Bullinger, Schwarz, Knorr 1993:** Kuhnle, Ursula; Bullinger, Monika; Schwarz, Hans Peter; Knorr, Dietrich: *Partnership and sexuality in adult female patients with congenital adrenal hyperplasia. First results of a cross-sectional quality-of-life evaluation*, in: *The Journal of Steroid Biochemistry and Molecular Biology*, Vol. 45, No. 1-3, 1993, S. 123-126
- Kuhnle-Krahl, Balzer 2003:** Kuhnle-Krahl, Ursula; Balzer, Wolfgang: *Genderdifferenzen: Medizin zwischen Geschlechtsentwicklung und gender-Forschung*, in: Schönwälder-Kuntze, Tatjana; Heel, Sabine; Wendel, Claudia; Wille, Katrin (Hrsg.): *Störfall Gender. Grenzdiskussionen in und zwischen den Wissenschaften*, Wiesbaden 2003, S. 29-36
- Lemke 2000:** Lemke, Thomas: *Die Regierung von Risiken. Von der Eugenik zur genetischen Gouvernementalität*, in: Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas (Hrsg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung der Gegenwart*, Frankfurt am Main 2000, S. 227-264
- Lexikon der Syndrome und Fehlbildungen 1999:** Witkowski, Regine; Prokop, Otto; Ullrich, Eva: *Lexikon der Syndrome und Fehlbildungen: Ursachen, Genetik und Risiken*, Berlin, Heidelberg, New York u.a. 1999, 6. Aufl.
- Lorenz 1935/1966:** Lorenz, Konrad: *Der Kumpan in der Umwelt des Vogels*, in: *Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre. Gesammelte Abhandlungen*, Bd. 1, München 1966 [1935], S. 115-282
- Meyer-Bahlburg 1998:** Meyer-Bahlburg, Heino F.L.: *Gender assignment in intersexuality*, in: *Journal of Psychology and Human Sexuality*, Vol. 10, No. 2, 1998, S. 1-21
- Money 1955:** Money, John: *Hermaphroditism, gender and precocity in hyperadrenocorticism: Psychologic findings*, in: *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital*, Vol. 96, No. 6, 1955, S. 253-264
- Money 1957:** Money, John: *The Psychologic Study of Man*, Springfield, Illinois 1957

- Money 1963:** Money, John: *Developmental differentiation of femininity and masculinity compared*, in: Farber, Seymour M.; Wilson, Roger H.L. (Hrsg.): *The Potential of Woman*, Symposium ‚Man and Civilization‘ 3, New York, San Francisco, Toronto u.a. 1963, S. 51-65
- Money, Ehrhardt 1975:** Money, John; Ehrhardt, Anke A.: „Männlich – Weiblich“. *Die Entstehung der Geschlechterunterschiede*, Hamburg 1975
- Money, Hampson, Hampson 1955a:** Money, John; Hampson, Joan G.; Hampson, John L.: *Hermaphroditism: Recommendations concerning assignment of sex, change of sex, and psychologic management*, in: Bulletin of the Johns Hopkins Hospital, Vol. 97, No. 4, 1955, S. 284-300
- Money, Hampson, Hampson 1955b:** Money, John; Hampson, Joan G.; Hampson, John L.: *An examination of some basic sexual concepts: The evidence of human hermaphroditism*, in: Bulletin of the Johns Hopkins Hospital, Vol. 97, No. 4, 1955, S. 301-319
- Money, Hampson, Hampson 1957:** Money, John; Hampson, Joan G.; Hampson, John L.: *Imprinting and the establishment of gender role*, in: A. M. A. Archives of Neurology and Psychiatry, Vol. 77, 1957, S. 333-336
- Money, Lamacz 1987:** Money, John; Lamacz, Margaret: *Genital examination and exposure experienced as nosocomial sexual abuse in childhood*, in: The Journal of Nervous and Mental Disease: A Journal of Human Behavior, Vol. 175, No. 12, 1987, S. 713-721
- Mühlendahl 1991:** Mühlendahl, Karl Ernst von: *Intersexuelles Genitale beim Neugeborenen*, in: Steiniger, Udo; Mühlendahl, Karl Ernst von (Hrsg.): *Pädiatrische Notfälle*, Jena 1991, 1. Aufl., S. 21-24
- Plett 2002:** Plett, Konstanze: *Intersexualität aus rechtlicher Perspektive*, in: Polymorph (Hrsg.): *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*, Berlin 2002, S. 31-42
- Ranke 1999:** Ranke, Michael B.: *Innere Sekretion*, in: Niessen, Karl-Heinz (Hrsg.): *Pädiatrie*, Stuttgart, New York 1999, 5. überarb. u. erw. Aufl., S. 235-260
- Reiter 1997:** Reiter, Birgit Michel: ‚It’s easier to make a hole than to build a pole‘. *Genitale Korrekturen an intersexuellen Menschen*, in: Koryphäe, Nr. 21, 1997, S. 47-51
- Richter-Appelt 2004:** Richter-Appelt, Hertha: *Diagnostik und Betreuungsansätze bei Intersexualität*, in: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg.17, H. 3, 2004, S. 239-257
- Russo, Fink 2003:** Russo, Jasna; Fink, Thomas: *Stellung nehmen. Obdachlosigkeit und Psychiatrie aus den Perspektiven der Betroffenen*, Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband Berlin (Hrsg.), Berlin 2003
- Sinnecker 1999:** Sinnecker, Gernot H. G.: *Störungen der Keimdrüsen und der sexuellen Entwicklung*, in: Kruse, Klaus (Hrsg.): *Pädiatrische Endokrinologie*, Bücherei des Pädiaters, Bd. 97, Stuttgart, New York 1999, 2., neubearb. Aufl., S. 167-226
- Sinnecker 2002:** Sinnecker, Gernot H. G.: *Intersexualität*, in: Wolf, Alfred S.; Esser Mittag, Judith (Hrsg.): *Kinder- und Jugendgynäkologie. Atlas und Leitfaden für die Praxis*, Stuttgart, New York 2002, 2., akt. u. erw. Aufl., S. 171-195
- Sippell 2000:** Sippell, Wolfgang G.: *Adrenogenitales Syndrom (AGS)*, in: Berger, M.; Domschke, W.; Hohenberger, W.; u.a. (Hrsg.): *Therapie-Handbuch*, Abschnitt K 9, München, Jena 2000, 16. Akt., S. 1-3
- Sippell, Knorr 1991:** Sippell, Wolfgang G.; Knorr, Dietrich: *Erkrankungen der endokrinen Drüsen*, in: Betke, Klaus; Künzer, Wilhelm; Schaub, Jürgen (Hrsg.): *Lehrbuch der Kinderheilkunde*, Stuttgart, New York 1991, 6., neubearb. u. erw. Aufl., S. 649-699
- Stolecke 1995:** Stolecke, Herbert F.: *Störungen der sexuellen Differenzierung*, in: Wulf, Karl-Heinrich; Schmidt-Matthiesen, Heinrich; Schneider, H. P. G. (Hrsg.): *Klinik der Frauenheilkunde und Geburtshilfe, Bd. 1: Endokrinologie und Reproduktionsmedizin – 1. Grundlagen der gynäkologischen Endokrinologie. Klinik der endokrinologischen Störungen*, München, Wien, Baltimore 1995, 3. Aufl., S. 163-184
- Stolecke 1997:** Stolecke, Herbert F.: *Kongenitale Nebennierenrindenhyperplasie mit C21- und C11-Hydroxylase-Mangel und Gestörte Geschlechtsdifferenzierung*, in: Stolecke, Herbert F. (Hrsg.): *Endokrinologie des Kindes- und Jugendalters*, 1997, 3., vollst. überarb. Aufl., S. 491-512 u. S. 525-537
- Stoller 1964:** Stoller, Robert J.: *A contribution to the study of gender identity*, in: The International Journal of Psychoanalysis, Vol. 45, Parts 2-3, 1964, S. 220-226
- Stoller 1965:** Stoller, Robert J.: *Passing and the Continuum of Gender Identity*, in: Marmor, Judd (Hrsg.): *Sexual Inversion. The Multiple Roots of Homosexuality*, New York, London 1965, 2. Aufl., S. 190-210
- Westenfelder 2001:** Westenfelder, M.: *Urologische Spaltfehlbildungen*, in: Sigel, Alfred; Ringert, R.H. (Hrsg.): *Kinderurologie*, Berlin, Heidelberg, New York u.a. 2001, 2., vollst. überarb. Aufl., S. 408-433
- XY-Frauen zu PID 2004:** XY-Frauen: *Stellungnahme der XY-Frauen: Vielfalt zulassen? wir sind dafür!* <http://www.xy-frauen.de/Links%20%2B%20Literatur/volksbegehren.htm>, Stand: 18.10.2004

Vom Standardblick zur Lebensweltorientierung: Professionelles Arbeiten mit lesbischen und schwulen SeniorInnen

Stephanie Nordt/ Thomas Kugler

Fortbildungen mit einem Diversity-Ansatz unterstützen im konstruktiven Umgang mit gleichgeschlechtlichen Lebensweisen in der SeniorInnenarbeit und vermitteln Impulse für eine lebensweltorientierte Pflege.

Werden für die Pflege lesbischer und schwuler SeniorInnen überhaupt spezielle Fertigkeiten gebraucht? Sind die Bedürfnisse denn grundlegend andere als bei heterosexuellen SeniorInnen? Sicher nicht, denn alle Menschen, die auf Pflege angewiesen sind, brauchen zunächst die fachliche Kompetenz der Pflegenden. Diese Fachkompetenz der Pflegekräfte muss jedoch durch die Sozialkompetenz ergänzt werden, die es ermöglicht, spezifische Bedürfnisse zu erkennen und eine empathische Beziehung zwischen Pflegenden und Gepflegten aufzubauen. Ob dies gelingt oder nicht, wird wesentlich von der Persönlichkeit der Gepflegten und der professionellen Haltung der Pflegekräfte bestimmt. Beide Seiten sind daran beteiligt, die Pflegesituation so zu gestalten, dass sie als zufrieden stellend erlebt wird. Diese Wechselwirkung können PflegerInnen durch aktive Impulse positiv beeinflussen, was sowohl den von ihnen betreuten SeniorInnen als auch ihnen selbst zugute kommt.

Für die lebensweltorientierte professionelle Pflege lesbischer und schwuler SeniorInnen sind zwei Faktoren von entscheidender Bedeutung: Zum einen ist es das Fachwissen zur spezifischen Situation dieser beiden Zielgruppen, das dabei hilft, Verständnis für ihre besondere Lebenssituation zu entwickeln. Andererseits zeigen die Erfahrungen aus der Fortbildungsarbeit zum Thema gleichgeschlechtliche Lebensweisen sehr deutlich, dass nicht allein auf der Ebene der Wissensvermittlung gearbeitet werden kann, da es hier vor allem um den unbefangenen Umgang mit einem emotional besetzten Bereich geht, der nach wie vor Anlass gesellschaftlicher Kontroversen ist. Daher ist es wichtig, die inhaltliche Auseinandersetzung mit dieser Thematik so zu gestalten, dass persönliche Lernprozesse in einem geschützten Raum möglich werden. So können Verständnis und Empathie die Tür zu einer bislang übersehenen Gruppe in der SeniorInnenarbeit öffnen.

Die gesellschaftliche Tabuisierung gleichgeschlechtlicher Liebe wirkt stark in Biographien hinein und macht weder vor Lesben und Schwulen Halt noch vor Heterosexuellen. Gerade ältere lesbische und schwule Menschen haben die prägende Erfahrung gemacht, mit ihrer Lebensform nicht willkommen zu sein, sie verheimlichen und verstecken zu müssen und nicht über sie sprechen zu dürfen. Verfolgung, Kriminalisierung, Ausgrenzung und andere Formen der

Diskriminierung ihrer Lebensform ließen und lassen die meisten von ihnen ein mehr oder weniger verborgenes Leben führen. Der Bedarf nach spezifischen Angeboten für ältere Lesben und Schwule zeigt sich deshalb nicht in erster Linie in der Nachfrage, die erst in den letzten Jahren zaghaft artikuliert wird. Die ca. 40.000 in Berlin lebenden Lesben und Schwulen über 65, von denen die Berliner Senatsverwaltung ausgeht, melden sich nur selten persönlich zu Wort.

Schon eher sind es seit einigen Jahren interessierte Fachleute der Altenpflege und engagierte Organisationen aus der lesbisch-schwulen Community, die sich Gedanken über dieses Thema machen. Der Arbeitskreis BALSAM (Berliner Arbeitskreis lesbische und schwule alte Menschen) ist ein Zusammenschluss von MitarbeiterInnen aus Berliner Einrichtungen, die sich seit 1999 regelmäßig treffen und inhaltlich und lobbyistisch zum Thema SeniorInnen arbeiten. Auf Verwaltungsseite setzt der Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen bei der Senatsverwaltung für Bildung sich für diese Zielgruppe ein. Er organisierte 2002 eine viel beachtete Fachtagung¹ in der Alice-Salomon-Fachhochschule unter dem Titel „Anders sein und älter werden – Lesben und Schwule im Alter“, auf der auch seniorenpolitische Forderungen formuliert wurden. Seitdem findet das Thema zunehmend Eingang in unterschiedliche gesellschaftliche und politische Bereiche. Erstmals in Deutschland nehmen die neuen Berliner „Leitlinien für die künftige Seniorenpolitik“ gezielt Bezug auf die Interessen älterer Lesben und Schwulen. Um ein respektvolles und vielfältiges Zusammenleben zu fördern, sollen beispielsweise Angebote der Altenhilfe explizit auch Lesben und Schwule berücksichtigen. Ihre Lebenslagen sollen als Qualitätsstandards in Rahmenlehrplänen der Aus-, Fort- und Weiterbildung im Bereich Altenhilfe und -pflege festgeschrieben sowie als Querschnittsthemen vermittelt werden. Alle Senioren- und Pflegeeinrichtungen werden aufgefordert, den spezifischen Bedürfnissen gleichgeschlechtlich orientierter SeniorInnen Rechnung zu tragen.

Diese seniorenpolitische Weichenstellung und ihre Vorgaben für die berufliche Ausbildung und Praxis sind zu begrüßen, jedoch haben die aktuell in der Altenhilfe tätigen Fachkräfte in ihrer Ausbildung nicht erfahren, wie sie das Thema gleichgeschlechtliche Lebensweisen in ihr professionelles Handeln integrieren können und wo spezifische Probleme und Bedürfnisse dieser Zielgruppen überhaupt liegen. Gleichzeitig erreichen zunehmend die in den Emanzipationsbewegungen sozialisierten Lesben und Schwulen das so genannte dritte Lebensalter und werden zu

selbstbewussten KundInnen der SeniorInnenarbeit. Eine wachsende und langsam sichtbarer werdende Gruppe von lesbischen und schwulen SeniorInnen trifft also auf eine in der Regel unvorbereitete Gruppe von Fachkräften, die kaum mit der Lebensrealität und Erfahrungswelt dieser Zielgruppen vertraut ist, aber gleichwohl den Auftrag hat, auch ihnen professionelle Angebote zu machen.

Angesichts dieser Entwicklungen in Politik und Gesellschaft steht die SeniorInnenarbeit vor neuen Herausforderungen: Um ihnen gerecht werden zu können, brauchen die AkteurInnen der Altenarbeit neben erweiterten Handlungskompetenzen vor allem den sensiblen Zugang zu einem nach wie vor tabuisierten Thema, denn Unsicherheiten, Befangenheit und auch Vorurteile im Umgang mit Lesbischsein und Schwulsein gehören als Produkte unserer von Heteronormativität geprägten Umwelt und Sozialisation noch keineswegs der Vergangenheit an.

Spezifische Fortbildungskonzepte, die auf die neuen Anforderungen für die SeniorInnenarbeit eingehen, sind bisher selten zu finden. Die Berliner Bildungseinrichtung KomBi hat ein umfassendes Trainingsprogramm mit einem Diversity-Ansatz entwickelt, das hier näher vorgestellt werden soll. KomBi – Kommunikation und Bildung, eine Berliner Bildungseinrichtung zu den Themen Diversity, Gender und Sexuelle Identität, ist seit 1981 auf dem Feld der Antidiskriminierung und der Bildungsarbeit zum Thema gleichgeschlechtliche Lebensweisen tätig und hat Mitte der neunziger Jahre für die Jugend- und Erwachsenenbildung die so genannte Lebensformenpädagogik entwickelt, deren Ziel die Förderung von Akzeptanz und Respekt ist.² Lebensformenpädagogik vermittelt einen positiven Begriff der Vielfalt und eine Wertschätzung für die Unterschiedlichkeit von Menschen. Der von KomBi angewendete Diversity-Ansatz ermöglicht es, Unterschiedlichkeit aufgrund ethnischer Herkunft, Hautfarbe, Geschlecht, sexueller Identität, Behinderung, Alter, Religion, Weltanschauung und anderen sozialen und kulturellen Zugehörigkeiten gemeinsam zu betrachten. Durchgeführt werden die ein- bis zweitägigen Trainings von einem Trainings-Team (eine Diplom-Sozialpädagogin, ein Diplom-Sozialpädagoge) mit Zusatzausbildungen in den Bereichen Gender und Diversity. Als didaktische Vermittlungsformen werden fachliche Inputs in Form von Kurzvorträgen und Powerpoint-unterstützten Präsentationen, Videosequenzen, interaktive Wahrnehmungsübungen, angeleitete Gruppendiskussionen, Einzel- und Kleingruppenarbeit, Simulationsübungen und andere Methoden aus der Erwachsenenbildung eingesetzt, die auf Interaktion und Partizipation der Lerngruppe basieren.

Die von KomBi entwickelten Fortbildungen für Fachkräfte der SeniorInnenarbeit bewegen sich auf drei Zielebenen: sie vermitteln Fachwissen, sensibilisieren für die spezifische Situation lesbischer und schwuler SeniorInnen und stärken die professionelle Handlungskompetenz im Umgang mit

der Vielfalt von Lebensformen und Identitäten in Altenarbeit und Pflege.

Auf der Ebene der Wissensvermittlung werden im Training u. a. thematisiert:

- gesellschaftlicher Umgang mit Anderssein,
- Normalitätskonstruktionen und Dominanzkultur,
- Geschlechterrollen (Sex und Gender) und ihre Auswirkungen auf die Wahrnehmung nicht-rollenkonformer Individuen und Gruppen (Lesben, Schwule, Bi- und Transsexuelle),
- Definitionen und Bewertungen von Homosexualität im historischen Abriss und im interkulturellen Vergleich,
- Funktionsweisen von Diskriminierung und Vorurteil,
- Menschenrechte und sexuelle Identität,
- Identitätsbildung und psychosoziale Situation von Lesben und Schwulen,
- soziale und rechtliche Rahmenbedingungen,
- Wandelbarkeit von Identitäten.

Besondere Aufmerksamkeit wird dem Thema „Lesben und Schwule im Alter“ gewidmet. Dabei geht es zum einen um Gemeinsamkeiten von heterosexuellen, lesbischen und schwulen alten Menschen, zum anderen um die Lebenssituation und die Besonderheiten und spezifischen Bedürfnisse von lesbischen/schwulen alten Menschen, wobei auch auf geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen lesbischen Seniorinnen und schwulen Senioren eingegangen wird.

Wichtige Themen dabei sind u. a.:

- biographische Rahmenbedingungen der heute über 65-jährigen Lesben und Schwulen (Doppelleben, Verschweigen, juristische Verfolgung, gesellschaftliche und familiäre Ausgrenzung etc.),
- sensibler Umgang mit Begriffen und Bezeichnungen, Sprachgebrauch und Selbstbezeichnung,
- Besonderheiten eines „späten Coming-out“,
- psychosoziale Belastungsfaktoren wie Einsamkeit und Isolation,
- Individuelle Vorstellungen, Lebensentwürfe und -modelle für das Leben im Alter,
- in Berlin vorhandene spezifische Angebote der SeniorInnenarbeit und bestehende Bedarfe.

In selbstreflexiven Übungen während des Seminars erhalten die Teilnehmenden Gelegenheiten zur individuellen Auseinandersetzung mit der Vielfalt von Lebensformen. Auf der Grundlage des Diskriminierungsverbotes in Artikel 13 des Amsterdamer Vertrages und Artikel 21 der Grundrechte-Charta der EU werden die TeilnehmerInnen für gesellschaftliche Vielfalt aufgrund von Hautfarbe, ethnischer Herkunft, Alter, Behinderung, Religionszugehörigkeit, sexueller Identität und Geschlecht sensibilisiert. Durch die prozess- und ressourcenorientierte Arbeitsweise können

sie eigene Erwartungen und Fragen einbringen, ihre berufliche Rolle reflektieren, konkrete Fälle aus ihrer praktischen Arbeit analysieren und Handlungsoptionen für die berufliche Praxis entwickeln. Ausgehend von der Überlegung, dass der Aufbau einer empathischen Beziehung nur gelingen kann, wenn die gesamte Lebenssituation der Gepflegten wahrgenommen wird und den ihr angemessenen Raum erhält, werden Beispiele aus dem Arbeitsalltag untersucht und reflektiert. Im Erstkontakt erleben lesbische und schwule SeniorInnen beispielsweise häufig, dass sie automatisch für heterosexuell gehalten werden, wenn Fragen zu ihrer Biographie sich ausschließlich auf Ehe, Kinder und Enkelkinder beziehen und damit andere Lebensrealitäten ausschließen. Zwar waren auch manche Lesben und Schwule vor allem der älteren Generation verheiratet und haben auch Kinder, doch viele waren nie oder nur für einen Lebensabschnitt verheiratet und lebten andere Formen von Partnerschaft. Hier bedarf es eines sensiblen Zugangs, der die Vielfalt von Lebensformen bereits im Vorfeld berücksichtigt. Denn je offener die Atmosphäre und der Kontakt gestaltet sind, desto leichter fällt es diesen SeniorInnen, über ihr Leben sowie ihre Bedürfnisse und Wünsche zu sprechen.

Die TeilnehmerInnen werden mit Methoden und Strategien zur Umsetzung des erworbenen Wissens in ihrem Arbeitsfeld vertraut gemacht. Dabei geht es neben der individuellen Handlungskompetenz auch um die Frage, wie sich die Offenheit für vielfältige Lebensformen im Leitbild der Organisation und ihrem Qualitätsmanagement berücksichtigen lässt. Thematisiert wird auf der organisationsbezogenen Ebene auch die Entwicklung einer institutionellen Haltung und eines Teamkonzepts zum Umgang mit Homophobie, Sexismus, Rassismus, Altersdiskriminierung und anderen Hemmnissen für einen adäquaten Umgang mit den Bedürfnissen der Gepflegten. Dieser Blick auf die Thematik macht klar, dass das Thema Homosexualität weniger mit Fragen der Sexualität zu tun hat (jedenfalls nicht mehr als bei heterosexuellen SeniorInnen), als vielmehr mit unterschiedlichen Lebensentwürfen und konkreten Diskriminierungserfahrungen.

Wer Qualität in den Einrichtungen für ältere Menschen nachhaltig sichern möchte, wird vor dem oben skizzierten Hintergrund zukünftig nicht umhin können, sich näher auf die unterschiedlichen Lebenswelten der Zielgruppen einzulassen. Statt eines nivellierenden Standardblicks, der alle über einen Kamm schert, eröffnet die professionelle Lebensweltorientierung die Möglichkeit, den reichhaltigen Facetten von Individuen gerecht zu werden. Denn alle Men-

schen haben unterschiedliche und komplexe Erfahrungen mit Geschlechtszugehörigkeit, kultureller, religiöser und weltanschaulicher Prägung und Lebensform gemacht und wollen diese auch als SeniorInnen berücksichtigt und wertgeschätzt sehen.

Stephanie Nordt (Dipl.-Soz.päd.) ist Absolventin der ASFH, freiberufliche Trainerin, Bildungsreferentin bei KomBi und Gendertrainerin im GenderForum Berlin. Seit 1999 führt sie Beratungen, Seminare und Trainings im Bereich Anti-Diskriminierung, Gender, Diversity und Sexuelle Identität durch. Mit dem postgradualen Zusatzstudium Gender-Kompetenz (Diploma Supplement Freie Universität Berlin 2005) qualifizierte sie sich in den Bereichen Gender Mainstreaming und Managing Diversity.

Thomas Kugler (Dipl.-Soz.päd.) arbeitet als freiberuflicher Trainer, Bildungsreferent bei KomBi und Gendertrainer im GenderForum Berlin. Er führt seit 1993 Beratungen, Seminare und Trainings im Bereich Anti-Diskriminierung, Gender, Diversity und Sexuelle Identität durch. 2003 absolvierte er eine Ausbildung zum Diversity-Trainer in Belfast, die vom Northern Ireland Council for Ethnic Minorities und vom Centre Européen Juif d' Information ausgerichtet wurde.

Kontakt

KomBi – Kommunikation und Bildung
Kluckstr. 11, 10785 Berlin

Tel.: 030 - 215 37 42

E-Mail: info@kombi-berlin.de

URL: www.kombi-berlin.de

KomBi – Kommunikation und Bildung ist eine Berliner Bildungseinrichtung zu den Themen Diversity, Gender und Sexuelle Identität und führt seit 1981 Bildungsveranstaltungen zum Thema gleichgeschlechtliche Lebensweisen durch. Die Bildungsarbeit von KomBi mit SchülerInnen und PädagogInnen wurde vom Landesschulamt allen Berliner Schulen per Rundschreiben empfohlen (LSA Nr. 3/1998 und Nr. 28/2003). KomBi ist Mitglied im Paritätischen Wohlfahrtsverband und anerkannter Träger der freien Jugendhilfe nach § 75 I KJHG.

Anmerkungen:

- 1 Eine Dokumentation der Fachtagung „Anders sein und älter werden“ kann kostenlos bei der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport bestellt werden unter: gleichgeschlechtliche@senbjs.verwalt-berlin.de.
- 2 Eine nähere Darstellung des Konzepts der Lebensformenpädagogik befindet sich auf der Internetseite von Kom-Bi.

„Gender“ – Pathologisierung einer Kategorie?

Oder: wie die Kategorie „gender“ in der Intersexualitätsforschung erfunden wurde und damit die Kategorie „sex“ festgeschrieben wurde

Lena Eckert

Dass der Begriff „gender“ problematisch ist, hat Judith Butler schon 1990 damit ausgedrückt, dass sie ihn mit „trouble“ in Verbindung brachte (Butler, 1990). Neben vielen anderen wichtigen Diskussionen konnte Butler in ihrem Buch auch eine Diskussion über das Inbegriffensein der Kategorie „sex“ in der Kategorie „gender“ losgetreten. Dagegen gab es in Deutschland teilweise vehementen Einspruch weil es so unglaublich schien, dass der Körper, also das als körperliches Geschlecht ausgegebene „sex“ ebenso kulturell hergestellt sei wie das soziale Geschlecht, also „gender“. Seitdem ist in der gender-Forschung einiges an Selbstreflexion passiert, nicht nur im anglophonen, auch im deutschsprachigen Raum. Besondere Aufmerksamkeit verdienen hierbei kritische Biolog_innen, die sich mit den Wahrheitsansprüchen ihrer eigenen Disziplin auseinandersetzen und damit Möglichkeiten der De-Konstruktion von „sex“ aufzeigen.

Jedoch hat eben diese disziplinäre Trennung – Sozialwissenschaftler_innen kümmern sich um „gender“, Naturwissenschaftler_innen kümmern sich um „sex“ – zu einer weiteren Zementierung dieser „sex“/„gender“-Trennung geführt. Außerdem erweist sich der Mainstream der Bio-Wissenschaften als äußerst immun gegenüber jeglicher Infragestellung ihrer eigenen Herstellungsmechanismen und ihrer eigenen Entstehungsgeschichte, was dazu führt, dass sich die Naturwissenschaften, insbesondere die Humanbiologie, in keinster Weise gestört fühlen müssen von der Annahme der Konstruiertheit des „sozialen“ Geschlechts. Fröhlich werden weiterhin Untersuchungen zu geschlechtsspezifischen Krankheiten – wie Depressionen, Essstörungen oder Angstzuständen bei Frauen, und eine Tendenz zu gehäuft auftretendem Parkinson bei Männern – angestellt, wobei die Ursachen dieser Krankheiten auf Hormonausschüttungen zurückgeführt werden. (BBC news: <http://news.bbc.co.uk/1/hi/health/4365540.stm>). Die gehäufte Ausschüttung von Stresshormonen in den Hirnen von Frauen ließe sich jedoch z.B. ganz einfach durch die überwiegend vorkommende Doppelbelastung von Frauen erklären. Es scheint allerdings ein Trend in der Humanbiologie vorzuherrschen, der bevorzugt versucht, biologische Ursachen für soziologische Phänomene zu finden.

In jüngster Zeit scheint gerade wieder ein gesteigertes Interesse an geschlechtsspezifischen Unterschieden im Gehirn aufzutauchen. Was gerade in den Untersuchungen der Neuropsychologie auffällt, ist, dass als erstes die Grup-

pierungen der zu untersuchenden Personen nach dem jeweils gelebten sozialen Geschlecht gebildet werden. Es wird also von einer Kongruenz zwischen „biologischem“ und „sozialem“ Geschlecht ausgegangen. Diese Annahme der Kongruenz zwischen „sex“ und „gender“ hatte ihre Geburtsstunde zur gleichen Zeit wie die Trennung der beiden voneinander und der erstmaligen Anwendung der Kategorie „gender“. Interessanterweise, und hier will ich meine zentrale These einführen, wurde „gender“ als Kategorie erstmals in der Intersexualitätsforschung in den 1950er Jahren angewendet, und zwar um eine Inkongruenz des festgestellten „biologischen“ Geschlechts und dem gelebten „sozialen“ Geschlecht in psychologischen Begrifflichkeiten beschreiben zu können. Jedoch hat sich diese Psychologie, die sich mit Geschlecht oder auch Sexualität befasst seitdem von der Untersuchung von „reinen“ psychologischen Faktoren abgewendet, um sich mit wachsendem Interesse der Verknüpfung von körperlichen Morphologien mit psychosexuellem Empfinden oder auch Identität zuzuwenden. Dieses Prinzip moderner Psychoanalyse verfährt relativ unkritisch mit der Annahme, dass ein erwachsener „reifer“ Mensch ein sex *ist* und ein gender *hat*. Das was man *ist* wurde in die Sphäre der nicht-psychischen Prozesse verbannt, sprich das „tatsächliche, wirkliche Sein“, was auch immer das sein mag, wurde in die Biologie verbannt. Die Kategorie „gender“ wurde als variierende, aber dennoch kongruente Verlängerung der zwei „sexes“ gesetzt, interpretiert und beforscht. Dass Zweigeschlechtlichkeit an sich ein Konstrukt sein könnte wurde seltsamerweise gerade in der Intersexualitätsforschung nie in Frage gestellt.

Die „moderne“ Intersexualitätsforschung seit 1950 hat sich darauf spezialisiert, Menschen, deren äußere und/oder innere Morphologie nicht den medizinisch-gesellschaftlichen Parametern entspricht, auf ihre Anpassungsfähigkeit in Bezug auf „gegendertes“ Rollenverhalten zu untersuchen. Das heißt, ein Körper und im eigentlichen Sinne das Genital (irritierender Weise, da es, da sowieso die meiste Zeit von Kleidung bedeckt doch eher ein symbolisches ist) muss mit der Identifikation der jeweiligen Person mit einem sozialem Status (also Frau oder Mann) einhergehen. Mit Fortpflanzung hat das alles erstmal gar nichts zu tun, da gerade in der Intersexualitätsforschung/-behandlung, aus der diese Parallelisierung kommt, oft die Fortpflanzungsfähigkeit der Neugeborenen* der künstlichen Anpassung der kindlichen Genitalien an die ästhetischen Vorstellungen der Ärzte geopfert wird. Hierbei geht es um eine Eindeutigkeit,

die innerhalb eines Zweigeschlechtersystems aufrechterhalten werden muss, damit die Hierarchien nicht gefährdet werden. Diese Eindeutigkeit hat in westlichen Gesellschaften einen großen Stellenwert in Bezug auf Identität, insbesondere, wenn es um Geschlecht geht.

Wir denken, wir sehen zwei Geschlechter und wir denken das sei logisch, da diese ja nötig sind für die Fortpflanzung jeglicher Spezies. Jedoch werden auch Menschen, die unfruchtbar oder steril sind als entweder Mann oder Frau bezeichnet und in die jeweiligen sozialen „Geschlechts/Reproduktionskategorien“ integriert, ohne dass dabei das Unlogische mitreflektiert wird. Das Beforschen von Menschen, die den gesetzten wissenschaftlichen Parametern nicht entsprechen, dient also dazu, herauszufinden was diese Parameter eigentlich sein sollen. Was wiederum bedeutet, dass Menschen mit wissenschaftlich als uneindeutig identifizierten morphologischen Merkmalen, die als Geschlechtsmerkmale benannt wurden, beforscht werden, um herauszufinden, was Geschlecht eigentlich sei.

Bei der Verhandlung von Wahrheiten über das biologische Geschlecht geht es also nicht nur darum, dass es eine interessante Eigenschaft ist, dass manche Körper, wenn sie zur richtigen Zeit aneinander gerieben werden Nachkommen produzieren können, sondern im Gegenteil, „sex“ wird gehandelt als die primäre Eigenschaft aller menschlichen Körper. Hierbei werden die Körper einbezogen, die noch nicht, nie oder nie mehr an dem Prozess der Fortpflanzung teilnehmen, was u.a. Kinder, alte Menschen, Frauen nach der Menopause, Frauen die eine Hysterektomie hatten, Männer mit Vasektomien, sterile und unfruchtbare Menschen betrifft. Jedoch soll auch über diese Menschen das biologische Geschlecht etwas aussagen und in unserer Gesellschaft die Folie für zwei grundlegende soziale Kategorien bilden. Das biologische Geschlecht wird dazu benutzt, nicht nur etwas über Gene zu sagen, über XY Chromosome, über Testosteron oder Östrogen. Das biologische Geschlecht soll Anatomie erklären, die Struktur des Skeletts, die geistige Haltung und Einstellung, die Körperhaltung, die emotionale Disposition, ästhetische Vorlieben, Körperfettanteile, sexuelle Orientierung und Begehren, die Fähigkeit zu athletischen Höchstleistungen, oder Konsumverhalten. Das biologische Geschlecht muss ebenso Instinkte erklären, z.B. den Nestbau Instinkt, den Mutterinstinkt, oder wie Rikki Wilchins treffend bemerkt hat, sogar den Budweiserinstinkt. (Wilchins, 2004: 85)

Innerhalb eines so genannten psychisch „gesunden“ „funktionierenden“ Individuums muss eine psychologische Entwicklung vorliegen, die *nicht uneindeutig* ist. Das heißt, jeder Mensch muss sich sein gesamtes Leben lang eindeutig einem Geschlecht zugehörig fühlen, egal ob ersie die vorangestellte Annahme der Fortpflanzungsfähigkeit erfüllt oder nicht. Die Zweigeschlechterordnung beruht deshalb nicht auf einer biologischen Notwendigkeit, sondern einem sozial-kulturell-politischem Ordnungsmuster. Eine

der mächtigsten Mechanismen in diesen Prozessen ist die Argumentation des geschlechtlichen Dimorphismus, der durch die äußere Erscheinung der Genitalien gerechtfertigt wird.

Intersexuelle Kinder sind nicht krank; sie werden operativ und hormonell verändert, um in das Klassifikationsschema zu passen, welches die Norm vorgibt. Bei der Geburt eines intersexuellen Kindes fühlen sich Mediziner beauftragt, das Nicht-Normative in das Normative zu verwandeln und diese Norm als natürlich herzustellen (vgl. auch Butler, 2004). Daran ist zu erkennen, dass sexueller Dimorphismus instabil ist, sonst müsste er nicht ständig wieder neu hergestellt werden durch Operationen, Hormongaben, Psychotherapien, etc. Man muss sich hier noch einmal ins Bewusstsein rufen, dass die äußeren Genitalien weder die Fähigkeit zur Fortpflanzung noch eine bestimmte Art ihres Gebrauchs innerhalb von sexuellen Beziehungen repräsentieren. Daraus folgt, dass Vagina nicht gleich Mutter, und Penis nicht gleich heterosexuelle Penetration bedeutet. In einer Gesellschaft die nach der von Foucault identifizierten Bio-Politik funktioniert, ist diese Geschlechterordnung eine, die vorschreibt, dass jede sexuelle Betätigung nur dann „gesund“ ist, wenn sie reproduktiv ist oder zu sein vorgibt. Dieser regulative Mechanismus schließt andere sexuelle Akte aus und macht sie zu Perversionen und damit zu Krankheiten, die es zu heilen gilt.

Hier kann zum Beispiel die Queer Theory einiges verändern, indem sie vor Augen führt, wie die heterosexuelle Matrix, die auf das engste mit dem Paradigma der Zweigeschlechtlichkeit verknüpft ist, Formen von Begehren als abnorm konstruiert. Begehren an sich scheint in westlichen Gesellschaften unlösbar mit der Vorstellung einer stabilen und unveränderbaren Identität verbunden zu sein. In der Queer Theory werden erst seit kurzem neue Begrifflichkeiten angewendet, die „gender“ und Begehren aufbrechen. Ich denke, es war erst der Einfluss von Transgender Theorien und Politiken, die es möglich machten, zum Beispiel über *schwule* Frauen oder lesbische Männer zu reden und damit die Vorstellung einer Kongruenz zwischen „gender“ und Begehren zu sprengen. „Gender“ als Kategorie hat historisch gesehen sicherlich einen grossen Verdienst zu verzeichnen, jedoch bleibt die Frage, ob sie ausreicht, Begehren jenseits von dimorphen, stabilen Geschlechterkonstruktionen zu thematisieren.

Damit bleibt die Frage, ob die Kategorie „gender“ noch die Arbeit leisten kann, die wir sie leisten lassen wollen. Innerhalb der Gender Studies sind interessante Entwicklungen in Bezug auf die Reflektion der eigenen konstituierenden Kategorie zu beobachten. Gerade die Forscher_innen, die vor mehr als 20 Jahren ihre jeweils eigenen Disziplinen durch die Einführung eben dieser Kategorie bewegt haben, sind jetzt die ersten, die sie verdächtig finden. Im Fach Geschichte war das Joan Scott, die Ende der Neunziger die Kategorie, die sie einst den Feminist_innen nahe gelegt

hatte, in den Verdacht der Essentialisierung bringt (Scott, 1999). Toril Moi steht hierfür in der Literaturwissenschaft: Moi verlangt zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts eine Rückkehr zu Simone de Beauvoir, die damals schon alles gesagt hätte und nur die analytischen Begriffe der Immanenz und der Transzendenz im Gegensatz zu „gender“ und „sex“ verwendet hätte, damit jedoch das „biologische“ Geschlecht nicht festgeschrieben hätte, wie es die Kategorie „gender“ getan hätte. (Moi, 1999).

Die Queer Theory kann sicherlich einen Weg aus diesem theoretischen Dilemma finden, jedoch sollte sie sich meiner Meinung nach intensiver mit den Transgender Theorien befassen und diesen größeren Einfluss gewähren in Bezug auf die Theoretisierung nicht-essentialistischer Konzeptionen von Identität.

Kate Bornstein, Transgenderaktivist_in zum Beispiel argumentiert, dass die Transformation von einem Geschlecht

zum anderen nicht notwendigerweise heißen muss, in einem binären Rahmen von „gender“ zu verbleiben, sondern es könnte ebenso bedeuten, die Bedeutung von „gender“ an sich zu transformieren. Butler beschreibt Bornsteins Vorschlag durch einen Vergleich mit dem berühmten Satz von Simone de Beauvoir wie folgt "If one is not born a woman, but rather becomes one, then becoming is the vehicle for gender itself" (Butler 2004, 65). Diese Betonung des Prozesses, in dem „gender“ in welcher Form auch immer entsteht, kann uns mit neuen Möglichkeiten der Interpretation von „sex“, „gender“ und auch „Sexualitäten“ versorgen.

Lena Eckert ist Doktorandin an der University of Leeds, UK.

Fußnoten:

*Als intersexuell identifizierte Neugeborene werden von Mediziner_innen als „psychosoziale Notfälle“ klassifiziert und meist schon kurz nach der Geburt „zurechtgeschnitten“.

Literatur:

Butler, J. (1990): *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. London, New York: Routledge.

Butler, J. (2004): *Undoing Gender*. London, New York: Routledge.

Moi, T. (1999): *What is a Woman? And Other Essays*. Oxford: Oxford University Press.

Scott, J. W. (1999): Millennial Fantasies. The Future of „Gender“ in the 21st Century. In: Honegger, C. & Arni, C. (eds) *Gender – die Tücken einer Kategorie*. Zürich, Chronos Verlag. Pp. 19-39.

Wilchins, R. (2004): *Queer Theory, Gender Theory. An Instant Primer*. Los Angeles: Alyson Publications.

SozialarbeiterInnen haben viele Geschlechter oder Wie ich von einem Jugendlichen „Papa“ genannt wurde!

Regina Rätz-Heinisch

In der Sozialen Arbeit gehört die Übernahme von Rollen zum Alltag, auch die von Geschlechterrollen. So werden in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe SozialarbeiterInnen für die ambulanten oder stationären Hilfen mit konkreten Jugendlichen und Familien häufig auch aufgrund ihres biologischen Geschlechtes ausgewählt. Beispielsweise wird für den durch deviantes Handeln aufgefallenen Jugendlichen eine Einzelfallhilfe initiiert und bei der Einschätzung, welche Hilfe nun die geeignete sei, wird nicht selten betont, dass es sich bei dem den Jugendlichen betreuenden Sozialarbeiter auf jeden Fall um einen Mann handeln soll, der dem Jugendlichen u.a. Identität geben könne. Manchmal wird an dieser Stelle auch von Grenzen gesprochen, die

Sozialarbeiter wohl männlichen Jugendlichen besser aufzeigen können sollen als Sozialarbeiterinnen.

Mein Selbstbild und meine Erfahrungen sind andere. Und diese wurden mir bereits am Anfang meines Berufslebens durch einen männlichen Jugendlichen bestätigt, der mich „Papa“ nannte. Ich möchte erzählen, wie es dazu gekommen ist.

Vor mehr als zehn Jahren lernte ich Moritz (Name geändert) kennen. Ich arbeitete damals als Nacht- und Wochenenddienst in einer familienorientierten Wohngruppe. Moritz wurde neu in die Wohngruppe aufgenommen. Er war 16 Jahre alt, hatte einiges an schlimmen Lebenserfahrungen in seiner Herkunftsfamilie erlebt und war seit einem dreiviertel

Jahr auf Trebe¹. Warum auch immer er der Unterbringung in der Wohngruppe zugestimmt hatte weiß ich nicht. Doch er war da – und war auch bald schon wieder weg. Als er da war, verbrachte ich einige Abende mit ihm. Wir spielten „Mensch ärgere dich nicht!“ und bastelten Tiere aus alten Zeitungen, Tapetenleim und Farbe. Sein gebasteltes Tier war ein Tiger. Und dieser stand plötzlich verwaist im Fensterbrett als ich wieder zum Dienst kam. Moritz war nach zwei Wochen stationärem Aufenthalt aus der Wohngruppe weggelaufen. Mitten im Oktober.

Es gab Beratungen in der Teamsitzung, mit dem zuständigen Jugendamt und mit den Eltern. Trotz dieser Beratungen war Moritz verschwunden.

Moritz war einer von den Jungen, der nach Einschätzung der an der Hilfe Beteiligten einen männlichen Sozialarbeiter zur Identitätsfindung und zum Aufzeigen von Grenzen benötigte. Alle waren sich einig, dass man Moritz suchen könne. Also Aufsuchen und in die Wohngruppe einladen, anstatt darauf zu warten, dass er zurückkommt. Doch unser männlicher Sozialarbeiter, der auch Moritz Bezugsbetreuer war und ihn aufsuchen wollte, wurde plötzlich krank. Was tun?

Da fiel mir ein, dass mir Moritz beim Basteln der Tiere aus Zeitungen, Tapetenleim und Farbe erzählt hatte, dass er am Ufer der Spree ein Zelt hätte, in dem er den Sommer über gewohnt hatte. Ich hatte keine Ahnung, wo genau dieses Zelt stehen könnte und ob es überhaupt noch vorhanden ist. Doch es war eine Idee. Ich ging also nach Absprache mit dem Team los. Zunächst brachte mich meine Suche zu einem Jugendklub, von dem wir wussten, dass Moritz ihn manchmal besuchte. Ich fragte die dortigen Jugendlichen, ob sie irgendeine Idee hätten, wo das Zelt am Spreeufer stehen könne. Immerhin waren wir ja in der Stadt Berlin und wo ist solch eine Naturoase zu finden? Tatsächlich traf ich einen Jugendlichen, der von dem Ort wusste und mir den Weg beschrieb. Ich fand das Ufer und das Zelt. Es stand in Büschen, so dass es die Sonntagsspaziergänger kaum bemerken konnten und auch von den Schiffen auf

dem Wasser war es wohl nicht zu sehen. Es wirkte wie ein Versteck. Hier also hatte Moritz den Sommer verbracht. Das Zelt war leer, doch deuteten die dicken Decken und einige Essensreste darauf hin, dass es benutzt wurde. Ich wartete. Ich wartete drei Stunden und dann kam Moritz. Er schlenderte den Weg entlang, brach einen kleinen Ast von den Bäumen und ließ ihn geschwind durch die Luft fliegen. Als er mich sah, blieb er wie angewurzelt stehen. Ich lächelte ihn an und er lächelte zurück. Und er lief nicht weg, sondern kam näher bis er vor seinem Zelt am Ufer der Spree stand. Ich fragte ihn: „Möchtest du mit mir Nachhause kommen, also ich meine in die Wohngruppe?“. Und er lächelte und sagte: „Ja Papa.“

Wir können jetzt beginnen die Geschichte zu analysieren und viele Hypothesen darüber bilden, warum Moritz weglief, welche Bedeutung das Zelt für ihn hatte und welche Situation er auf mich möglicherweise projizierte. Für das, was ich in diesem Beitrag sagen will, ist solch eine Analyse gar nicht wichtig. Denn deutlich an der Geschichte wird, dass Moritz mich in einer sozialen Rolle wahrgenommen hat, in der er möglicherweise seinen eigenen Vater erlebt hat oder antizipiert hat, ihn so zu erleben. Ich habe ihn in das „Zweite Zuhause“ der Wohngruppe abgeholt und er hat diese soziale Situation mit einem „Papa“ verbunden. Nicht mehr und nicht weniger ist geschehen.

Ich habe jedoch gelernt, dass ich Jugendlichen gegenüber durchaus die soziale Rolle des anderen Geschlechts einnehmen kann. Ich habe solche Situationen später in meinem Berufsleben noch häufiger erlebt. Und das war oftmals eine große Chance, denn wir SozialarbeiterInnen konnten Jugendlichen dadurch mehr Entwicklungs- und Veränderungsräume eröffnen.

Prof. Dr. Regina Rätz-Heinisch ist Hochschullehrerin für Jugendarbeit und Jugendhilfe an der ASFH.

Fußnoten:

- 1 Trebe bzw. „auf Trebe gehen“ ist eine umgangssprachliche Bezeichnung für das nicht-sesshaft-sein oder auch das umherziehen. Die Jugendlichen auf Trebe haben keinen festen Wohnsitz. Sie schlafen mal bei Freunden, in Not- oder Krisenunterkünften oder auf der Straße.

Homosexualität in der Arbeit mit Jugendlichen

Ingrid Neunhöffer

Seit Herbst 2002 arbeite ich in einem Mädchentreff in Neukölln. Hier findet offene und hinausreichende niedrigschwellige Jugendarbeit statt. Die Nutzerinnen sind mehrheitlich Mädchen mit Migrationshintergrund, aber auch deutsche Mädchen, die in der engeren Umgebung des Treffs leben. Unsere Nutzerinnen sind 7 bis 20 Jahre alt.

Einige der hier arbeitenden Kolleginnen leben lesbisch. Im ersten Jahr des Betriebs wurden wir von Mädchen direkt gefragt, ob wir lesbisch seien. Wir sahen keinen Grund, das zu verschweigen.

Ich lebe seit meinem Coming-Out offen und hatte nie Probleme damit. Sollten Leute Schwierigkeiten mit meiner sexuellen Orientierung gehabt haben, so habe ich davon wenig mitbekommen – weder in meiner Familie, noch bei der Arbeit oder während des Studiums.

Daher war ich von der Heftigkeit der Reaktion erschüttert, die wir damit auslösten.

„Warum habt ihr das nur erzählt?!“

Die erste Reaktion der Mädchen war ungläubiges Staunen. Die Nachricht machte blitzschnell die Runde, und immer wieder kamen empörte Mädchen zu mir, um mir zu sagen, eine habe ihnen erzählt, ich sei lesbisch! Sie erwarteten ein heftiges Dementi und eine Bestrafung derjenigen, die das behauptet hatte. Dass ich ihnen das ruhig bestätigte, fanden sie äußerst erstaunlich und skandalös. Viele Mädchen hatten die Erwartung, dass man „so etwas“ nicht erzählt, sondern geheim hält. Dann hätten sie es nicht schlimm gefunden, es wäre eben einfach eines der vielen Gerüchte gewesen, die über Mädchen wie Betreuerinnen erzählt werden. Einige Mädchen machten uns Vorwürfe, weil wir uns geoutet hatten. Sie hätten gar nichts gegen Lesben, aber man dürfte das doch nicht erzählen. Andere bedauerten uns.

Die meisten Nutzerinnen unserer Einrichtung leben in einem Gespinnst aus Lügen und Geheimnissen, die ihnen einen einigermaßen freien Alltag ermöglichen. Viele Familien versuchen Mädchen ab der Pubertät in der Wohnung zu halten, Zeit draußen muss erschmeichelt, ertrotzt oder auf verschlungenen Wegen erkämpft werden. Begegnungen mit Jungen – erst recht Beziehungen – sind verboten; diese Verbote werden von Eltern und Geschwistern, aber auch von Verwandten und Bekannten per sozialer Kontrolle überwacht. Hinzu kommt, dass Mädchen auch von Gleichaltrigen sehr schnell als „Hure“ oder „Schlampe“ bezeichnet werden, wenn Beziehungen bekannt werden. Daher ist es sehr wichtig, den eigenen Ruf zu wahren. Viele Schlägereien entstehen aufgrund von Verleumdungen oder Gerüchten über den Lebenswandel eines Mädchens. Dass

eine eigenständige Lebensweise im Geheimen durchgesetzt wird, ist den Mädchen also aus ihrer eigenen Realität bekannt, aber dass eine von ihrer Normalität abweichende Lebensweise offen zugegeben wird, durchbricht die ungeschriebenen Regeln und ist damit sehr bedrohlich.

„Igit!“

Einige Mädchen fanden Lesben eklig. Das ging bis zu dem Punkt, dass sie den geouteten Betreuerinnen nicht mehr die Hand gaben, oder von ihnen zubereitete Speisen nicht mehr essen wollten.

„Was tun eigentlich Lesben in einer Mädcheneinrichtung?“

Viele Mädchen hatten den Verdacht, die lesbischen Betreuerinnen wollten Mädchen anmachen. Gegen eine Kollegin wurde sogar der Verdacht ausgesprochen, sie würde Mädchen „auf den Hintern schauen“. Sehr oft mussten wir erklären, dass lesbische Sexualität nichts mit Kindesmissbrauch zu tun hat und dass wir überhaupt kein sexuelles Interesse an Mädchen haben, die unsere Töchter sein könnten. Dabei fanden interessante Diskussionen über Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern statt: einige der Mädchen müssen damit rechnen, mit Männern verheiratet zu werden, die deutlich älter sind als sie.

Hier begegnet uns auch das Sexualitätskonzept patriarchaler Gesellschaften, dass der „männlichen“ Rolle unterstellt, immer auf Sex aus zu sein (triebgesteuert). Die Verantwortung für die Verhinderung unerwünschter Sexualkontakte liegt bei den Mädchen/ Frauen, die damit auch die Schuld haben, wenn sie irgendetwas tun, womit sie die Männer angeblich provozieren. Diese „männliche“ Rolle, die vielen Mädchen aus ihren Herkunftsfamilien vermittelt wird, wurde auch uns unterstellt.

In der täglichen Arbeit heißt das für mich, körperlichen Kontakt zu vermeiden, denn er könnte missverstanden werden (also auch nicht ein weinendes Mädchen in den Arm zu nehmen oder beim Videoschauen in engem Kontakt zu mehreren auf dem Sofa zu sitzen).

„Bist du etwa auch Lesbe?“

Eine Zeitlang musste sich jede neue Betreuerin oder auch nur erwachsene Besucherin diese Frage stellen lassen, so dass wir anfangen, sie darauf vorzubereiten. Wichtig ist, sich die eigenen Grenzen bewusst zu machen und sie zu wahren, z.B. mit Gegenfragen zu antworten („und mit wem schläfst du denn?“) und einen höflichen Umgang einzufordern. Schließlich ist die Frage nach der sexuellen

Orientierung normalerweise nicht die erste Frage, die man an jemanden richtet, den man neu kennen lernt.

Diskriminierung als alltägliche Auseinandersetzungsform

Formen von Diskriminierung nach rassistischen, sexistischen oder körperlichen Merkmalen sind für die Mädchen Alltag. In jedem Streit fallen Begriffe wie „Scheißtürken“, „Zigeuner“, „Hure“ und „Schlampe“ oder „fett“ – oder eben „Lesbe“ oder „schwul“. Rassistische Vorurteile der Türcinnen gegen Araberinnen, der Araberinnen gegen Schwarze, der Serbinnen gegen Roma, und aller auch gegen Deutsche kommen bei jeder Auseinandersetzung zum Vorschein, übrigens auch bei den Eltern. Dass Deutsche sowieso unmoralisch leben, deutsche Mädchen meistens Schlampe sind, weil sie womöglich Sex vor der Ehe haben, ist für die meisten Mädchen mit Migrationshintergrund Alltagswissen. Wie „die Deutschen“ will kaum eine leben. „Bei uns Ausländern ist eben vieles anders“, wird den Betreuerinnen andauernd erklärt. Bisher hat sich keine Migrantin, die bei uns arbeitet, als Lesbe geoutet – wahrscheinlich wäre der Aufschrei noch größer, die Auseinandersetzungen noch extremer. Bestimmt wäre auch die Reaktion der Eltern noch erheblich schärfer.

Die Entwicklung

Seit unserem „Outing“ sind ca 2 Jahre vergangen. Nach den ersten Wochen beruhigte sich die Situation; Mädchen fingen an, aktiv Partei für die Betreuerinnen zu ergreifen und ihr Recht, „ihr eigenes Leben zu leben“ zu verteidigen. Trotzdem bekamen wir noch lange in vielen Auseinandersetzungen („Räum Dein Geschirr weg“, „Deine Internetzeit ist abgelaufen“) zu hören: „Von einer Lesbe lasse ich mir gar nichts sagen!“ Eine besonders unangenehme Situation erlebte ich auf dem Schulhof der nahe gelegenen Grundschule, wo wir in den Sommerferien ein Spieleprogramm für alle Kinder anbieten. Eine unserer Nutzerinnen hatte sich geprügelt und bekam deswegen Platzverbot. Den ganzen Weg über den Schulhof bis zum Ausgang schrie sie „liih! Du Lesbe!!! Fass mich bloß nicht an!!!“ Danach war das Gerücht überall gestreut, und die Kommentare der männlichen Jugendlichen nahmen zu. Aber es gab auch Lichtblicke: viele interessante Gespräche mit Mädchen über Beziehungen, gesellschaftliche Regeln und Unterschiedlichkeiten zwischen Menschen. Oder die Situation, als ein Mädchen ein anderes sehr energisch überzeugte sich zu entschuldigen, nachdem sie eine Betreuerin beschimpft hatte.

Das Team

Dass wir als neu gegründete Einrichtung diese Situation durchstehen konnten, verdanken wir der hervorragenden Zusammenarbeit im Team. Das Team der Einrichtung ist seit der Gründung stets ungefähr paritätisch türkisch und

deutsch besetzt, zeitweise hat auch eine arabische Betreuerin mitgearbeitet. Bis zu acht Betreuerinnen (Honorarkräfte, ABM¹-Kräfte, Praktikantinnen und inzwischen MAE²-Kräfte) arbeiten gleichzeitig in der Einrichtung. Alle Betreuerinnen, die in der Einrichtung in dieser Zeit gearbeitet haben, egal welcher Herkunft oder Ausbildung, haben klar gestellt, dass sie die lesbischen Kolleginnen in ihrer Lebensweise akzeptieren. Gerade die Unterstützung durch die Kolleginnen, die selbst einen Migrationshintergrund haben, hat den Mädchen unterschiedlichster Herkunft die Akzeptanz lesbischer Lebensweisen leichter gemacht. Dass alle Teammitglieder mit ihren unterschiedlichen Lebensweisen, kulturellen Hintergründen und Ausbildungen solidarisch gemeinsam arbeiten und Konflikte in fairen Diskussionen austragen, hat sicher eine wichtige Vorbildfunktion für die Nutzerinnen. Auch von Seiten der anderen Jugendeinrichtungen, des Jugendamts und von MaDonna Mädchenkult.Ur e.V., unserem neuen Träger, bekamen wir Rückhalt und Unterstützung.

Heute

Die hohe Besucherinnenfrequenz der Einrichtung und die hohe Zahl der Stammbesucherinnen, die Begeisterung für „ihre“ Einrichtung und ihre Bereitschaft, an vielen Stellen mitzuhelfen und sich zu engagieren, zeigt uns, dass die Einrichtung akzeptiert wurde und eine wichtige Stelle in der Lebenswelt der Mädchen einnimmt – obwohl oder gerade weil hier solche Diskussionen und Konflikte möglich sind. Alle Kolleginnen haben immer wieder mal Konflikte mit Mädchen. Die Sympathien der Mädchen sind unterschiedlich verteilt, aber die sexuelle Orientierung der Kolleginnen spielt dabei (meiner Ansicht nach) keine wesentliche Rolle mehr. Der Gebrauch des Wortes „Lesbe“ als Schimpfwort ist nicht mehr üblich, soweit ich mitbekomme, auch in Streits der Mädchen untereinander nicht.

Mit den männlichen Jugendlichen vor der Tür gibt es immer wieder Streit, aber auch hier halten sich die homophoben Äußerungen eigentlich in Grenzen, und auch hier werden wir (einigermaßen) respektiert.

Zurzeit haben wir die meisten Schwierigkeiten mit dem Besitzer des türkischen Gemüseladens in der Nachbarschaft, der der Überzeugung ist, dass wir die anständigen Mädchen aufhetzen und verderben würden. Welche Ursachen dieses Vorurteil hat, ist uns nicht klar. Dass auch ein gut Teil Homophobie darunter ist, können wir nicht ausschließen.

Offenheit: ja oder nein?

Unser offener Umgang mit unserer sexuellen Orientierung machte eine Auseinandersetzung über unterschiedliche Lebensweisen und Diskriminierungsformen möglich. Viele Mädchen klärten für sich ihren Umgang und entwickelten ein toleranteres Weltbild. Der Satz: „Jeder lebt sein Leben!“ wurde nach und nach von den meisten Nutzerinnen anerkannt und berücksichtigt. Gegen Angriffe werden die Mit-

arbeiterinnen auch von anderen Mädchen verteidigt: „Lass sie doch, das ist doch ihre Sache!“ Der Begriff Lesbe kommt als Schimpfwort nur noch sehr selten vor.

Aus der pädagogischen Sicht stellte die Konfrontation der Mädchen eine erfolgreiche Strategie dar. Am Beispiel der lesbischen Betreuerinnen konnten wir in der täglichen Arbeit ganz praktisch die Wirkungsweisen von Diskriminierung diskutieren. Einleuchtend war für viele Mädchen der Vergleich mit den rassistischen Zuschreibungen, denen sie alltäglich begegnen.

Aus der persönlichen Sicht der Mitarbeiterinnen waren die Konflikte nervenaufreibend und persönlich sehr belastend. Hätten wir die Härte dieser Auseinandersetzung geahnt, hätten wir uns zumindest erst gründlich überlegt, ob wir uns darauf einlassen wollen. Jeder neuen lesbischen oder bisexuellen Kollegin würde ich dringend empfehlen, es sich genau zu überlegen, ob sie sich outet. Ich würde aber auch von jeder heterosexuellen Kollegin erwarten, dass sie auf die Frage nach der sexuellen Orientierung nicht etwa sagt „natürlich hetero, was denkst du denn!“ – denn damit wäre

klar, dass eine, die nichts dazu sagt, das Stigma „Lesbe“ weg hat. Lügen würde ich persönlich nicht, um die für meine Arbeit notwendige persönliche Kongruenz zu bewahren, sondern offen und ehrlich sagen: „Das ist meine Privatsache, darüber möchte ich nicht reden, vielleicht wenn wir uns besser kennen. Ich würde ja auch nicht erwarten, dass du mir alles über dein Leben erzählst, solange wir uns nicht gut kennen.“

Ob wir durch unser Verhalten die Bedingungen für lesbische Mädchen verbessert haben (von denen es ja rein statistisch auch unter unseren Nutzerinnen einige geben müsste), ist mir nicht klar. Ein Mädchen, das sich in diesem Umfeld zur lesbischen Lebensweise bekennt, müsste auf jeden Fall eine ganze Menge Mut und Durchhaltevermögen haben.

Ingrid Neunhöffer ist Diplom-Sozialpädagogin.

Kontakt

E-Mail: i.neunhoeffer@web.de

Fußnoten:

- 1 Arbeitsbeschaffungsmaßnahme
- 2 Mehraufwandsentschädigung, d.h. 1,50 €-Jobs

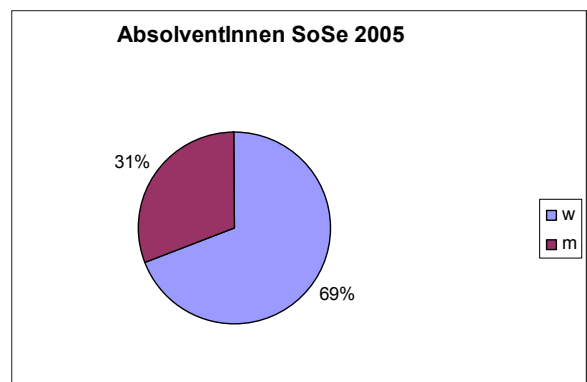
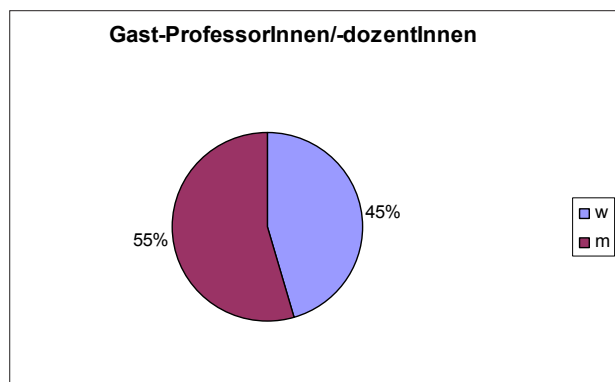
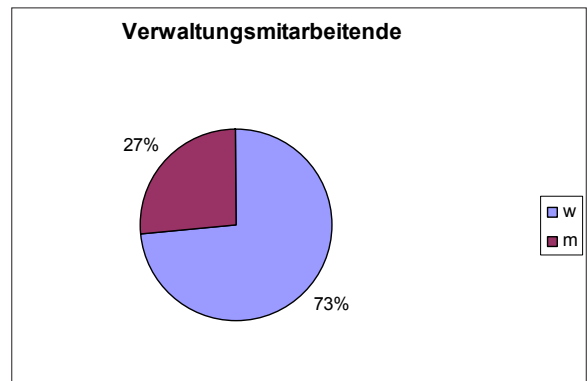
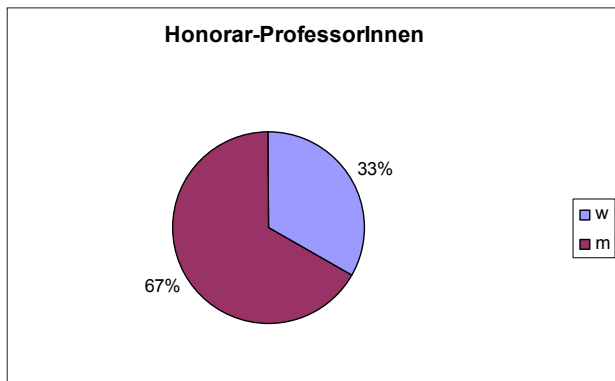
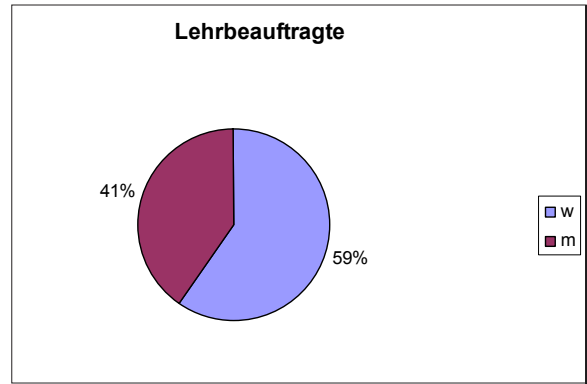
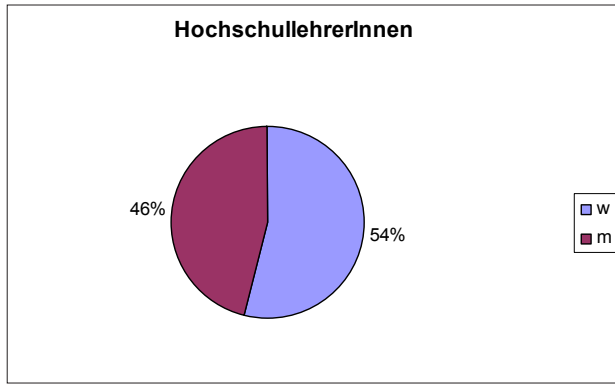
Das statistische Verhältnis der Geschlechter an der ASFH – aktuelle Zahlen aus den Statusgruppen

Evelyn Tegeler

Die ASFH sei eine „Frauen-Fachhochschule“ heißt es vielerorts in den Gesprächen oder: wir haben einen zahlenmäßigen „Frauenüberschuss“ – und gemeint ist der hohe Frauenanteil an unserer Hochschule. Im Folgenden haben wir entlang der einzelnen Statusgruppen zusammen gestellt, wie hoch der Anteil von Frauen/Männern nun tatsächlich ist – und etwas erfreuliches festgestellt: auch die Gruppe der Hochschullehrerinnen hat erstmals in diesem Semester die 50-Prozent-Hürde überschritten: waren es im Jahr 2002 noch ca. 24 %, so hat sich der Anteil der Professorinnen an der ASFH nun mehr als verdoppelt. Dies ist – bundesweit – noch immer eine große Seltenheit, bleiben doch laut dem vom Statistischen Bundesamt und Ilka Willand veröffentlichten Bericht „Hochschulstandort Deutschland 2005“ Hochschulkarrieren weitgehend den Männern vorbehalten. So wird dort der Frauenanteil innerhalb der Professorenschaft

(einschließlich Juniorprofessuren) für das Jahr 2004 mit 14 % beziffert (S. 51), nachzulesen unter http://www.destatis.de/presse/deutsch/pk/2005/hochschulstandort_d_2005i.pdf. Der in Kürze erscheinende WSI-FrauenDatenReport (Hg. von Silke Bothfeld und Ute Klammer, Berlin 2005) bestätigt diese Zahlen. Interessierte können genauere Zahlen und Interpretationen finden unter: www.boecklerimpuls.de.

An der ASFH sieht das zahlenmäßige Verhältnis innerhalb der Statusgruppen im aktuellen Wintersemester so aus:



Dr. Evelyn Tegeler ist Frauenbeauftragte an der ASFH.

Wie weit ist Gender schon im Mainstream?

Liane Behrendt

Nach Aussage des Berliner Senates befinden sich Politik und Verwaltung derzeit in der Hauptphase der Implementierung von Gender Mainstreaming und das klingt nach mittendrin. Zunehmend hadern jedoch AkteurInnen selbst mit dem Gender Mainstreaming Begriff, weil er umfangreicher Erklärungen bedarf. Bei einer Recherche des öffentlich rechtlichen Fernsehens zur Angloamerikanisierung der deutschen Sprache antwortete die Bundesfrauenministerin a.D. Renate Schmidt unlängst zum Begriff Gender Mainstreaming, dass es sich um einen Fachbegriff handle, den man nicht wörtlich übersetzen könne, was auch nicht nötig sei. Petra Ahrens und Jutta Kühl vom GenderKompetenz-Zentrum Berlin machten kürzlich im „Freitag“ Mut: „Gender Mainstreaming (GM) wird in der Wissenschaft und in der gesellschaftlich und politisch interessierten Öffentlichkeit immer präsenter. Das zeigt sich vor allem daran, dass die Kontroversen um diese junge Gleichstellungsstrategie zunehmen...“¹

Von der Redaktion „Quer“ gebeten, anhand des Zweiten Berichtes des Berliner Senates an das Abgeordnetenhaus vom Stand der Umsetzung von Gender Mainstreaming in der Berliner Politik und Verwaltung zu berichten und die Marzahn-Hellersdorfer Ergebnisse vorzustellen, nutze ich diese Gelegenheit nachfolgend auch, um auf die Kommentierung des Berichtes durch die „Initiative für eine geschlechtergerechte Haushaltsführung in Berlin“ zu verweisen.²

Die Berliner Strategie

Die Berliner Umsetzungsstrategie von Gender Mainstreaming sieht ein dreistufiges Verfahren vor. In der einjährigen Pilotphase wurde Gender Mainstreaming in 4 Senats- und 8 Bezirksverwaltungen in 21 Bereichen erprobt. An der zweijährigen Hauptphase sind nunmehr alle Senats- und Bezirksverwaltungen beteiligten. Zudem nahm im Sommer 2003 eine Arbeitsgruppe „Gender Budget“ unter Vorsitz der Senatsverwaltung für Finanzen ihre Arbeit auf. Beteiligt sind wiederum alle Verwaltungsebenen sowie die NGO „Initiative für eine geschlechtergerechte Haushaltsführung in Berlin“. Nach erfolgreicher Erprobung des Instrumentes Gender Budgeting in 3 Bezirksverwaltungen mit einer produktbezogenen Gender Analyse sowie in der Senatsverwaltung für Wirtschaft, Arbeit und Frauen mit einer Nutzenanalyse der geschlechtergerechten Ressourcenverteilung anhand repräsentativer Titel wird Gender Budgeting zurzeit flächendeckend erprobt.

Alle Senatsverwaltungen analysieren gendersensibel die Titel zweier Hauptgruppen (Ausgaben für Zuschüsse und Zuweisungen sowie Ausgaben zur Investitionsförderung)

ihrer jeweiligen Einzelpläne. Die BezirksbürgermeisterInnen haben sich auf eine Anzahl von Produkten geeinigt, deren Summe jeweils ca. 8 % bis 10 % des Produktsummenbudgets umfasst.

Ende nächsten Jahres werden ausreichende Erfahrungen und verwendbare Ergebnisse erwartet, um eine flächendeckende Einführung von Gender Mainstreaming und Gender Budgeting als nachhaltige Entwicklungsstrategie in Berlin zu verankern.

Die Ergebnisse der einzelnen Pilotprojekte sind sehr unterschiedlich. Neun Projekte sind innerhalb der Pilotphase abgeschlossen worden, elf Bereiche wählten Projekthalte und -ziele, die eher mittelfristig zu Ergebnissen führen, ein Projekt musste abgebrochen werden.

Berliner Männer nutzen kaum die Krebsvorsorge

Die Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz untersuchte die Krebsvorsorge in Berlin und kam zu dem Ergebnis, dass nur 56,7 % der Berechtigten die Krebsvorsorge in Anspruch nahmen, obwohl Krebs als Todesursache in Berlin an 2. Stelle steht. Der Anteil an Frauen und Männern geht dabei weit auseinander, da der Männeranteil nur bei 21,1 % liegt. Vor diesem Hintergrund legte die Verwaltung geschlechtsdifferenziertes Handlungsempfehlungen zur Verbesserung der Inanspruchnahme der Krebsfrüherkennungsuntersuchung vor. Die Ergebnisse des Projektes fanden zudem Eingang in Überlegungen zur geschlechtsspezifischen und geschlechtervergleichenden Weiterentwicklung der Berliner Gesundheitsberichterstattung (GBE). Künftig sollen 80 % der Indikatoren der GBE (bisher 53 %) geschlechtsdifferenziert ausgewiesen werden, weitere Instrumente sollen Anwendung finden (Leitfaden für Fachberichte, Weiterentwicklung von Standards zur Datenerhebung) und die Daten schließlich in den jeweiligen Fachzusammenhängen bewertet werden.

Auf Bezirksebene wurde schnell deutlich, dass zunächst erwogene Projektziele im geplanten Zeitraum nicht umsetzbar waren, da geschlechtsspezifische Daten fehlten. Die überwiegende Zahl der Pilotbereiche in den Bezirken richtete sich daher auf datengestützte Berichte und Analysen, wie Gesundheits- und Sozialberichterstattung, Wirtschafts- und Arbeitsmarktberichte bzw. auf Bereiche, in denen bereits Daten vorlagen oder langjährige Erfahrungen mit geschlechtsspezifischen Betrachtungen, wie in der Jugendförderung, zugrunde gelegt werden konnten.

Chancengleichheit in Marzahn-Hellersdorf

Das Bezirksamt Marzahn-Hellersdorf beteiligte sich mit 3 Projekten an der Pilotphase. Das Projekt Gender Mainstreaming in der Sozialberichterstattung führte Kolleginnen und Kollegen in einer ressortübergreifenden Arbeitsgruppe zusammen. Über die bis dahin übliche Zusammenstellung der vorhandenen Daten zur Abbildung der sozialen Verhältnisse im Bezirk hinaus sollte ein Basisbericht entwickelt werden, der alle im Bezirk und über den Bezirk verfügbaren Daten sammelt, strukturiert und dabei die Geschlechtsspezifität abbildet. Dieser Datenbericht bildet zum einen künftig die Grundlage für Aussagen zur Chancengleichheit von Frauen und Männern in allen beteiligten Fachbereichen. Zum anderen öffnet die Herangehensweise für die Projektbeteiligten nachhaltig den Blick auf die geschlechtsdifferenzierte Erhebung neuer Daten.

Die Abteilung Jugend des Bezirksamtes Marzahn-Hellersdorf beteiligt sich mit dem Projekt „Berücksichtigung der Geschlechter als Anliegen der Jugendbehörde“ sowohl an der Gender Mainstreaming wie auch Gender Budgeting Umsetzung. In Anlehnung an das Projekt ressortübergreifende Sozialberichterstattung erarbeitet die Jugendbehörde Stadtteilporträts mit geschlechtsspezifischer Datenbasis. Für den Fachbereich Allgemeine Förderung von jungen Menschen wurde ein geschlechtsspezifischer Ansatz gewählt. In 24 Jugendfreizeiteinrichtungen (17 kommunale und 8 JFE Freier Träger) wurden konzeptionelle Überlegungen zur Gleichstellung der Geschlechter in Bezug gesetzt zum tatsächlichen Geschlechterverhältnis der Nutzerinnen und Nutzer der Angebote.

Trotz des geschlechtsspezifischen Angebotes Hella-Mädchen-Club liegt der durchschnittliche Anteil der Stammbe-sucherinnen in Jugendfreizeiteinrichtungen des Bezirkes Marzahn-Hellersdorf bei 42 %, in Einrichtungen Freier Träger nur bei 37,4 %. Von den Jugendlichen mit Migrati-onshintergrund sind 27 % weiblich. In einer weitergehen-den Betrachtung sollen diese Daten bewertet werden und mit den jeweiligen Konzeptionen sowie den Geschlechter-verhältnissen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Jugendfreizeiteinrichtungen in Bezug gesetzt werden.

Mit dem Produkt Allgemeine Kinder- und Jugendförderung beteiligte sich der Bezirk bereits an der 1. Phase der Gender Budgeting Analyse. Die methodische Grundlage bildete die geschlechtsdifferenzierte Nutzenanalyse, also die in Anspruchnahme des Produktes durch Mädchen und Jungen. Bei den ausgewählten Produkten lagen datengestützte Informationen bereits vor, was die produktorientierte Nutzenanalyse wesentlich erleichterte.

Ebenfalls untersucht wurden Ambulante Hilfen sowie die Integrative Erziehungs- und Familienberatung:

Produkt-nummer	Produkt-bezeichnung	Budgetwirk-same Pro-duktkosten/ Bezugs-größe - 2003 -	Nutzerinnen	Nutzer
78387	Allgemeine Kinder- und Jugend-förderung	5.675.000 € / 106.814 Angebots-stunden	2.776.770,5 € 48,93 %	2.898.222,5 € 51,06 %
76839	Ambulante Hilfen, Erzie-hungsbe-ratung lt. Vertrag mit 2 freien Trägern	312.381 € / 476 abge-schlossene Fälle	153.067 € 231 Mädchen 49 %	159.313 € 245 Jungen 51 %
30124	Integrative Erzie-hungs- und Familien-beratung	800.750 € / 914 Anzahl der abge-schlossenen Fälle	360.338 € 411 Mädchen 45 %	440.412 € 503 Jungen 55 %

Für eine erste Bewertung des Geschlechteranteils der Nutzer/innen waren auch bei den anderen beiden Produkten weitergehende Betrachtungen erforderlich.

Freie wie kommunale Erziehungs- und Familienberatungsstellen werden insbesondere nachgefragt, wenn Mütter bzw. Väter die Erziehung ihrer Jungen bzw. Mädchen als problematisch erleben, Schwierigkeiten haben, Beruf und Familie zu vereinbaren sowie eine Stärkung ihrer jeweiligen Geschlechterrolle in der Familie oder bei Trennung wünschen. In der nachfolgenden Rangfolge stellten im Untersuchungszeitraum Mütter, Eltern gemeinsam bzw. Väter den Antrag auf Hilfe zur Erziehungsberatung. Suchten Jugendliche selbst Beratung, waren dies überwiegend Mädchen. Betrachtet man das Verhältnis von Müttern und Vätern, sind es zu 80 % Frauen, die Beratungsstellen aufsuchen, da überwiegend von ihnen die Erziehung geleistet wird. Männer in ihrer Verantwortung für die Familie zu stärken, die Bedürfnisse beider Seiten zu beachten, ist somit geschlechterbewusster Ansatz der Beratung.

Gewünschte Hilfen beziehen sich gleichermaßen auf Jungen und Mädchen, es werden jedoch überwiegend Jungen vorgestellt (55 %). Die Jungen und Mädchen leben zumeist bei allein erziehenden Müttern, oft mit weiteren Geschwistern, in elterlicher Lebensgemeinschaft, in Stieffamilien oder Fremdunterbringung, lediglich ein Drittel bei den gemeinsamen Eltern. Bei Mädchen führen häufiger Bezie-

hungsstörungen und Anzeichen von sexuellem Missbrauch zur in Anspruchnahme der Beratung, bei Jungen eher Entwicklungsstörungen, Umgangsprobleme, Misshandlungen und Suchtanzeichen. Indem die Erziehungsberatungsstellen diese Ergebnisse zu anderen geschlechtsspezifischen Sozialdaten in Bezug setzen, können die Angebote unter dem Aspekt der Geschlechtersituation präzisiert werden

Die gleichzeitige Erprobung von Gender Mainstreaming und Gender Budgeting hat in den gezeigten Beispielen zu fruchtbaren Ergebnissen geführt und bildet so die Grundlage für nächste notwendige Schritte wie präzises Definieren von Zielen, Benennen von Indikatoren und Controlling der Zielerreichung.

Externe Begleitung

Das Berliner Implementierungsverfahren sieht seit Beginn vor, den Pilotprojekten jeweils eine externe Gender- und Prozessberatung an die Seite zu stellen. Mit Gendertrainings, beginnend auf der jeweiligen Führungsebene, fachlicher Begleitung des Prozesses, Unterstützung bei Erfolgskontrolle und Evaluation einschließlich Berichterstattung wird der Umsetzungsprozess qualitativ und quantitativ gefördert.

Top down

Zur strukturellen Umsetzung und Evaluation des gesamten Implementierungsprozesses ist bereits 2003 die Landeskommission Gender Mainstreaming eingesetzt worden. Das Gremium setzt sich zusammen aus Staatssekretärinnen und Staatssekretären verschiedener Ressorts, Vertreterinnen des Rates der BürgermeisterInnen, der beteiligten Verwaltungen, der Nichtregierungsorganisationen sowie der Wissenschaft.

Die Landeskommission beschloss u.a. die berlinweit Gender Budgeting Erprobung in Vorbereitung auf die Haushaltsaufstellung 2006/2007, die Einrichtung einer ressortübergreifenden Arbeitsgruppe „Geschlechterdifferenzierte Statistik und Daten“, einen „Gender-Check“ für alle Senatsvorlagen, die Bereitstellung von Haushaltsmitteln für weiterführende externe Beratung und wissenschaftliche Begleitung u.a.m.

Da Kolleginnen und Kollegen an vielen Stellen wegen fehlender bzw. unscharfer geschlechtsdifferenzierter Daten und Statistiken Pilotprojektideen modifizieren oder gar fallen lassen mussten, wäre es begrüßt worden, wenn die AG „Geschlechterdifferenzierte Statistik und Daten“ ihre Arbeit früher begonnen hätte. Hier sehe ich eine der Ursachen dafür, dass der zeitlich vorgesehene Rahmen der Projektphasen nicht immer eingehalten wird.

Die Sicht von außen

Die „Initiative für eine geschlechtergerechte Haushaltsführung in Berlin“, selbst eine der wichtigsten Initiatorinnen des Prozesses, hat eine umfangreiche, gut analysierte Kommentierung des hier vorgestellten „Zweiten Berichtes zur Umsetzung von Gender Mainstreaming und Gender Budgeting“ vorgelegt.

Petra Ahrens und Jutta Kühl bemerken in dem bereits eingangs erwähnten Freitag-Artikel zu Kontroversen um die Gleichstellungsstrategie und deren öffentliche Präsenz, dass „auffälligerweise die Schwierigkeiten und Defizite von Gender Mainstreaming häufiger herausgestellt werden als die Erfolge.“¹

Die „Initiative für eine geschlechtergerechte Haushaltsführung in Berlin“ kritisiert zurecht die Kommunikationsstrategie des Senates, um die „Fachbegriffe“ Gender Mainstreaming (GM) und Gender Budgeting (GB) bekannt zu machen, die Aktivitäten in allen Berliner Verwaltungen der Öffentlichkeit vorzustellen und so die Strategie zur Herstellung von Chancengleichheit der Geschlechter (GM) und deren Instrumente (GB) zu „übersetzen“. Grundsätzlich würdigt die Initiative alle Bemühungen der Geschäftsstelle Gender Mainstreaming, über aktuelle Prozesse, Beschlüsse und Entscheidungen per Internetauftritt zu informieren. Die Präsentation richtet sich jedoch überwiegend an Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bzw. ist in der Kommunikationsform für Bürgerinnen und Bürger kaum verständlich, was letztlich der eingangs erwähnten Auffassung von Frau Ministerin a.D. Renate Schmidt entspricht.

Zu Gender Budgeting stellt die Initiative u.a. fest, dass die Einbeziehung der Bürgerinnen und Bürger an der Haushaltsplanung Teil des Prozesses sein sollte. Das bisher gewählte Instrument, die Nutzenanalyse, stellt eine der Möglichkeiten dar. Weitergehende Betrachtungen sollten sich auf die Einnahmen des Landes, beispielsweise durch höhere Kitagebühren und die Wirkung auf Männer und Frauen, auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Gender Budgeting dient der gerechten Verteilung des Budgets in Bezug auf den Gesamthaushalt. Bisher sind wir dabei, 8 – 10 % des Bezirkshaushaltes darauf hin zu untersuchen, welchen Anteil Nutzerinnen und Nutzer von der jeweiligen Leistungen erhalten. **Entscheidungen über Budgetverteilungen sind bei derzeitigem Analysestand in Bezug auf das Geschlechterverhältnis noch nicht zu treffen.**

Mittendrin oder wieder am Anfang?

In der Koalitionsvereinbarung zwischen SPD und CDU taucht das Wort Gender Mainstreaming nicht auf. Wir dürfen gespannt sein, mit welchen Instrumenten die Bundesregierung gleichstellungspolitische Ziele in handhabbare Politik umsetzen wird.

In Berlin ist für Herbst nächsten Jahres die flächendeckende Einführung und Umsetzung von Gender Mainstreaming/ Gender Budgeting geplant. Der Senat setzt dabei auf Nachhaltigkeit. Zu diesem Zeitpunkt werden Abgeordnetenhaus und Bezirksverordnetenversammlungen gerade neu gewählt worden sein. Sorgen wir für ausreichende Präsenz des Gender Mainstreaming Begriffes in der Öffentlichkeit, damit Gender Mainstreaming nicht nur als Begriff im Berliner Koalitionsvertrag 2006 nicht verloren geht.

Liane Behrendt ist Gleichstellungsbeauftragte des Bezirksamtes Marzahn-Hellersdorf. Die studierte Kulturwissenschaftlerin arbeitete viele Jahre im Kulturredaktion des damaligen Bezirkes Hellersdorf wurde. Auch seit der Fusion der Bezirke Marzahn und Hellersdorf führt sie diese Tätigkeit fort.

Fußnoten:

- 1 (Freitag 43, vom 28. Oktober 2005, S. 17, Petra Ahrens, Jutta Kühl; Qualität setzen Wollen, Wissen, Können – Was ist „gutes“ Gender Mainstreaming?)
- 2 (siehe www.gender-budgets.de) Der hier besprochene „Zweite Bericht über die Umsetzung Gender Mainstreaming (einschließlich Gender Budgeting) in der Berliner Politik und Verwaltung“ ist veröffentlicht unter: www.berlin.de/SenWi-ArbFrau/gender_gs/berichte.htm

Impressionen einer Projektreise mit Kind nach Amsterdam im April 2005

Gabriele Koné

Morgens quäle ich mich als erste aus den Federn und bin die letzte, die fertig zum Aufbruch ist. Dazwischen bin ich mindestens einmal am Rande des Nervenzusammenbruchs, weil ich irgendein dringend benötigtes Utensil weder in den Tiefen des Koffers noch in den Abgründen der Reisetasche oder an einem sonstigen Ort unserer Reichweite in der Jugendherberge finde. Immerhin habe ich schon geduscht, eigentlich bräuchte ich erstmal einen Kaffee. Während ich meinem Sohn gesagt habe, dass er sich anziehen soll und mich verzweifelt auf die Suche nach seiner Jacke begeben (in Amsterdam regnet es in Strömen), spielt er, immer noch im Pyjama, Kitzeln mit einer Kommilitonin (die natürlich schon fertig angezogen ist).

Irgendwie gelingt es mir dann doch noch das Gesuchte zu finden und mein Kind anzuziehen. Während Nerzihoua mit dem weiblichen Rest der Gruppe schon mal nach unten zum Frühstück geht (der Zeitplan ist schließlich komprimiert und so ein Frühstück in der Jugendherberge geht auch nicht in zügigen Schritten von statten), habe ich noch eben Zeit die Unterlagen für den geplanten Projektbesuch zu suchen, Wasser, Kekse und Spielsachen für das Kind einzupacken und in den Frühstücksraum zu eilen. Die anderen Gruppenmitglieder haben sich schon mit den Modalitäten des Frühstücks in dieser Jugendherberge vertraut gemacht, ich erfahre sozusagen aus erster Hand, was ich tun muss, um endlich an Kaffee zu kommen. Über die Qualität der einzelnen Frühstückskomponenten kann ich mich detailliert und anschaulich auf den Tellern der Anderen informieren und so meine Verspätung wieder etwas aufholen. In Windeseile

frühstücke ich, während Nerzihoua draußen mit jemandem aus der Gruppe Ball spielt.

Der Tagesanfang war wirklich am stressigsten für mich mit Kind auf dieser Studienreise – ich wusste immer, wenn ich das überstehe, habe ich erstmal das schlimmste hinter mir. Erstaunlich gut hingegen liefen die Projektbesuche (bis auf den letzten am Ende der Woche, der über drei Stunden dauerte). Mir wurde deutlich, dass mein fünfeinhalbjähriger Sohn nun doch schon die Schwelle zum „Schulkind“ überschritten hat, und während der in der Regel eineinhalb bis zweistündigen Treffen sich über relativ lange Strecken ganz konzentriert nahezu allein mit Malen, Kartenspielen oder Musik hören beschäftigen konnte.

Da Nerzihoua wie sein Vater und ich sehr ausdauernd ist und über viel Energie verfügt, hielt er es bis spätabends zu den gemeinsamen Essen gut durch.

Für die Gruppe stellte Nerzihoua ein sehr verbindendes Element dar. Bereits im Zug auf der Hinfahrt nach Amsterdam nahm er Kontakt zu jedem Mitglied der Gruppe auf (von denen er die meisten nicht kannte) und schuf so mit seinem kindlichen Charme ein gemeinsames Band unter den Gruppenmitgliedern (die sich untereinander auch nicht alle gleich gut kannten). Seine spielerische Art brachte Leichtigkeit und Spaß in die Gruppe und trug dazu bei, eine heitere Gruppenatmosphäre zu schaffen.

Für mich war es natürlich eine große Entlastung und es hat mich sehr berührt, dass sich während der ganzen Tage immer wieder Gruppenmitglieder mit Nerzihoua beschäftigten – mit ihm spielten, ihn auf die Schulter nahmen, nach-

dem er zu müde zum Laufen war und ihn ablenkten, wenn er sich langweilte. An dieser Stelle möchte ich neben allen Studierenden und Dozentinnen explizit Sercan danken,



der sich mit schier unermüdlichem Engagement Nerzihoua widmete, und besonders Oliver und Florian für ihre Hilfe beim Gepäck und Kind tragen.

Nerzihoua selbst fand die Fahrt sehr toll. Seitdem ist er felsenfest überzeugt, dass er mich nie irgendwo an der Uni oder bei der Arbeit stört und reagiert deswegen mit großer Empörung darauf, wenn ich es ablehne ihn dorthin mitzunehmen.

Zudem hat er es sichtlich genossen im Zentrum der Aufmerksamkeit so vieler Erwachsener zu sein. Dabei hat er zu jedem Erwachsenen eine besondere Art der Beziehung aufgebaut. Besonders ans Herz gewachsen ist ihm dabei Sercan, der selbst eine Art großer kleiner Junge ist.

Die Studienreise mit Kind war für mich genauso wie das Studium mit Kind: spannend und äußerst anstrengend zugleich – fortwährend in zwei Systemen zu leben, die unterschiedlichen Gesetzmäßigkeiten gehorchen.

In derartigen Situationen spüre ich, wie meine Wahrnehmung auf Hochtouren arbeitet und sich zur gleichen Zeit auf zwei Wirklichkeiten konzentriert: die des Vortrages z. B. und des Kindes. Diese doppelte Aufmerksamkeit ist es, die mich oft auslaugt und an den Rand meiner Kräfte bringt. Eine einzigartige Herausforderung, die mich immer wieder dazu zwingt, mich gut zu organisieren und effektiv zu arbeiten.

Gleichzeitig schöpfe ich viel aus der Beziehung zu meinem Sohn, dieser intensiven, unerschütterlichen Kinderliebe. Sie gibt mir die Freude und Stärke die ich brauche, um diese alltäglichen Anforderungen immer wieder zu meistern.

Gabriele Koné studiert im 6. Semester Sozialarbeit/-pädagogik an der ASFH.

Marion Morgenstern – Neue Mitarbeiterin im Büro der Frauenbeauftragten



Ich bin seit Mitte Oktober 2005 im Büro der Frauenbeauftragten tätig. An der ASFH arbeite ich seit Juni 1994 und ich denke, dass ich vielen Hochschulangehörigen bekannt bin. Ich möchte mich trotzdem kurz vorstellen, damit auch diejenigen, die mich noch nicht kennen, wissen, wer ich bin.

Ich habe 1994 im Studienzentrum für Geschlechterverhältnisse meine Tätigkeit begonnen, habe nach dem Umzug

nach Hellersdorf im Schreibbüro gearbeitet und kurzzeitig eine halbe Stelle in der Allgemeinen Verwaltung dazubekommen. Ab Januar 2000 habe ich die Aufgabenbereiche Gremien und Wahlen übernommen.

Als die Stelle im Büro der Frauenbeauftragten frei wurde, habe ich die Chance wahrgenommen, mich noch einmal beruflich zu verändern. Deshalb bin ich jetzt zur Hälfte im Frauenbüro und zur anderen Hälfte für den AS tätig. Beide Aufgaben sind sowohl sehr interessant als auch vielseitig und werden durch ein angenehmes Arbeitsteam getragen. Mein Arbeitsplatz ist jetzt im **Raum 321**. Ich bin telefonisch unter **99245-320** bzw. der E-Mail-Anschrift **morgenstern@verwaltung.asfh-berlin.de** zu erreichen.

Gedanken zum Referat „Männer“

Gordon Friedrich

Seit einem Semester gibt es das Referat „Männer“. Zeit, um einen Rückblick zu werfen.

Das Referat existiert in seiner jetzigen Form erstmals hier an der ASFH. Während dieser Zeit habe ich festgestellt, dass in erster Linie Frauen dem Referat besonders offen gegenüberstehen und gerade Männer eine eher distanzierte Haltung einnehmen. Außerdem hat sich gezeigt, dass immer noch eine große Hemmschwelle vorliegt und der öffentliche Raum gemieden wird (Gespräche finden eher unter 4 Augen statt).

Eine kurze geschichtliche Einleitung:

Spätestens seit Beginn der 70er Jahre ist Mannsein nicht mehr unhinterfragt, die männliche Rolle unter Druck und in Bewegung geraten. Frauenbewegung, aber auch ökonomische Entwicklungsprozesse (Arbeitslosigkeit, Teilzeitarbeit etc.) stellen das hegemoniale Männlichkeitsmodell des paternalistischen Unternehmers und seine untergeordnete Variante des proletarischen Familien-Ernährers zunehmend in Frage. Männlichkeit wird brüchig. Männergruppen, Männerbüros, Männerzentren und Männerliteratur sind ein eindeutiges Indiz für einen Suchprozess von Männern hin zu einer neuen männlichen Rolle.

Die Realität scheint mir momentan so zu sein, dass uns das Korsett traditioneller Männlichkeit nicht mehr hält. Erfolgswang, Stärke zeigen, Konkurrenzdenken und kühles Pokerface sind keine erstrebenswerten Haltungen mehr. Trotzdem wird in unserer modernen Gesellschaft die männliche Geschlechtsidentität noch immer in Abhängigkeit zur sozialen Leistung definiert. (Vgl. Brandes 2001: 57)

Ein Mann ist man demnach nicht einfach, sondern man wird es, man muss etwas dafür tun.

Männlichkeit muss inszeniert werden, sie ist nicht einfach vorhanden.

Worum geht es im Referat?

- Selbstreflexion oder auch Selbst-Erfahrungen – die Chance also, sich selbst ernst zu nehmen, von sich ausgehen und zu sich auch wieder zurückkehren zu können.
- Anlaufpunkt für Interessierte zu schaffen und Informationsaustausch.
- Ferner geht es um die Veränderung und den Abbau, eines meist vorherrschenden negativen Männerbildes, mit sich Männer selbst, aber auch darum andere Männer abzuwerten. Für mich ist es erstaunlich, wie negativ die Vorstellungen der Männer über sich sind und ich denke, dass es ein wichtiger Schritt ist, dieses negative Selbst- und Fremdbild zu verändern.

Viel wird dann immer vom „Neuen Mann“ geredet. Ein hübscher Begriff, als wenn man den Mann neu erfinden würde.

Wofür steht er nun?

Er ist kooperativ im Haushalt, gefühlsstark und gerne Vater, solidarisch in der Arbeitswelt gegenüber Frauen, zunehmend an kürzeren Arbeitszeiten interessiert und vor allem so gut wie nicht mehr gewaltbereit.

Wohin könnte der Weg führen?

Erschließung jeweils neuer Rollen- und Lebensmuster für Männer und für Frauen mit dem Ziel einer Flexibilisierung der Geschlechterrollen. Wobei Männer und Frauen die gleiche Chance haben, ihr Rollenverhalten je nach Ansprüchen ihrer Lebensbedingungen und nach eigenen Anliegen frei wählen zu können.

Dieses Referat bietet jeden Einzelnen die Chance, diese Thematik für sich zu entdecken!

Gordon Friedrich studiert Sozialarbeit/Sozialpädagogik im 4. Semester und leitet seitdem SoSe 2005 das Referat „Männer“ im AStA.

Kontakt:

E-Mail: von_gordon@web.de

URL: <http://asta.asfh-berlin.de/> (Referat Männer)

Sprechstunde: Mo. 14.30 – 15.30 Uhr (Raum 014)

Literatur:

Brandes, Holger (2001): Der männliche Habitus, Opladen.

Bründel, Heidrun/ Hurrelmann, Klaus (1999): Konkurrenz, Karriere, Kollaps, Kohlhammer.

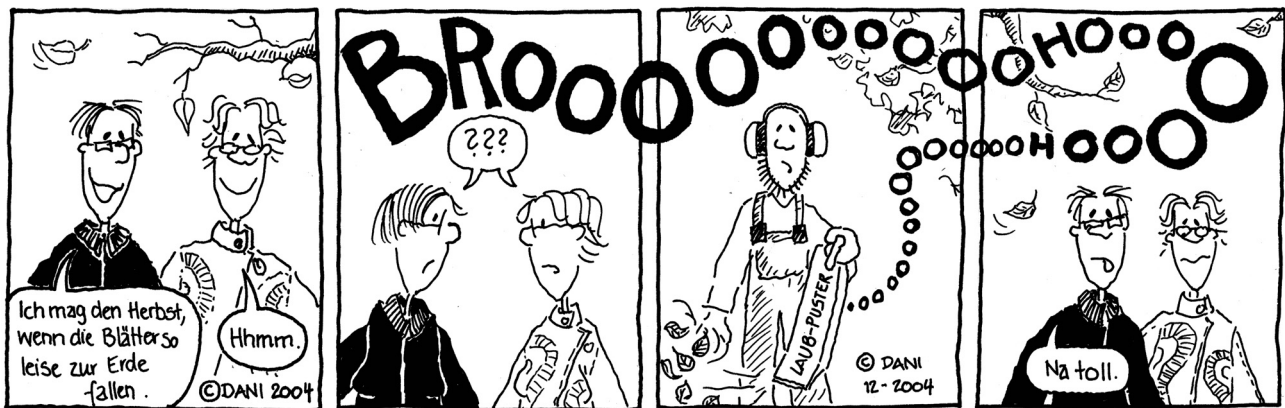
Döge, Peter (2001): Geschlechterdemokratie als Männlichkeitskritik, Kleine Verlag.

Hollstein, Walter (1999): Männerdämmerung, Vandenhoeck & Ruprecht.

Simmel, Georg (1985): Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter, Suhrkamp.

Zulehner, Paul/ Volz, Rainer (1998): Männer im Aufbruch, Schwabenverlag.

Cartoons von Dani von Eiff



Wir hatten keine Mütter, keine Schwestern, keine Heldin. Wir
mussten allein durchkommen wie unsere Schwestern,
die Amazonen, die Reiterinnen auf den einsamsten
Außenposten im Königreich der Dahomey.
Jung und schwarz und schön und lesbisch
durchlitten wir unseren ersten Liebeskummer
ohne Schul- und BürokollegInnenen,
denen wir uns in der Mittagspause anvertrauen konnten.
Ebenso wenig gab es Ringe,
mit denen wir den Grund für
unser glückliches heimliches Lächeln
greifbar machen konnten.

*Audre Lorde (1934 – 1992)
Am. Schriftstellerin, 1982*

„Queere Ansätze aus der praktischen und theoretischen Arbeit der Unabhängigen Frauenbeauftragten der Stadt Graz“

Brigitte Hinteregger

Seit 1986 gibt es in der Stadt Graz – nach wie vor als einzige Stadt in Österreich – eine Unabhängige, eigenständige Interessenvertretung für Frauen, durch die Unabhängige Frauenbeauftragte der Stadt Graz.

Der zukunftsweisende Aspekt für die Stadt Graz liegt auf kommunaler Ebene darin, dass Graz sich als erste Stadt Österreichs in Fragen der Frauenpolitik, aber auch in Querschnittsthemen mit frauenpolitischen Auswirkungen eines unabhängigen Expertinnenteams bedient.

Im Hinblick auf den europäischen Raum und die EU-25 Erweiterung wird die Unabhängige Frauenbeauftragte für die Stadt Graz eine aktive Rolle im internationalen Wissensaustausch von ExpertInnen und der Entwicklung von grenzüberschreitenden Projekten im Frauenbereich übernehmen.

Ziele:

- Individuelle Ebene: Information, Beratung und Unterstützung von Mädchen und Frauen, ungleich welcher sexuellen Orientierung bzw. sexueller Praktiken
- Kommunale Ebene: Schnittstellenfunktion zwischen BürgerInnen, Verwaltung und Politik
- Regionale und überregionale Ebene: Abbau von Frauen- und Mädchendiskriminierenden Denkstrukturen
- Gesellschaftliche Ebene: Erstellung einer Gesellschaftsanalyse nach feministischen Gesichtspunkten

Weltweit sind Frauen – gleich welcher sexuellen Orientierung und sexueller Praktiken – durch verschiedene Formen von Gewalt und Diskriminierungen betroffen. In vielen Ländern ist Vergewaltigung, Missbrauch, Zwangsehe sowie Missachtung und Ignoranz von Frauen systematisch und wird allgemein toleriert, wenn nicht gar ausdrücklich entschuldigt. Gewalt findet in einem System statt, das Frauen, Mädchen, Lesben, und Transgender Personen strukturell benachteiligt und ihnen die Macht über sich selbst entzieht. Gewalt hält das System, welches aus patriarchalen Strukturen heraus geschaffen wird, aufrecht. Gewalt hat und ist System.

Migrantinnen erleben alltägliche und vielfache Diskriminierungen aufgrund von Ethnie, Religion, sexueller Orientierung, sexueller Praktiken, der Hautfarbe und des Geschlechts. Sie bewegen sich immer an den Schnittstellen von Rassismus, Fremdenfeindlichkeit, Sexismus und Homophobie. Die Ursache von Gewalt gegen lesbische Frauen, wie generell von Gewalt gegen Frauen, besteht besonders in der Festlegung von Geschlechterrollen, Geschlechternormen und vorhandener Herrschaftsformen.

Als Unabhängige Frauenbeauftragte der Stadt Graz und als Aktivistin, die für Menschenrechte = Frauenrechte eintritt, sehe ich es als meine Pflicht an, diese Politik, die Menschen durch strukturelle Gewalt in Form einer heterosexistischen Gesellschaftsordnung zum Schweigen bringt und aus vielen Bereichen des gesellschaftlichen und politischen Lebens ausschließt, aufzuzeigen und zu verurteilen.

Argumente, die diesen Menschenrechtsverletzungen standhalten oder Menschenrechtsverletzungen entschuldigen – wie z.B. religiös begründete Werte, gesellschaftlich bedingte Normen und heterosexuell normierte gesellschaft-

liche Pflichten, kulturelle Normen oder westlicher Einfluss – können kaum die sich dahinter verborgene Weltanschauung, nämlich dass jene Gruppen, die dem „sex“ female zugeordnet werden, weniger wert sind als jene, die dem „sex“ male zugeordnet sind, verstecken. Gewalt gegen bestimmte Gruppen von Menschen ist Ausdruck der historisch ungleichen Machtverhältnisse zwischen Geschlechtern, Ethnie, Herkunft, sozialer Status und in keiner Weise eine private Angelegenheit jener, die Opfer von Gewalt werden.

In meiner Tätigkeit als Unabhängige Frauenbeauftragte der Stadt Graz, werden neben den theoretischen Diskussionen konkrete Beispiele zur Aktualisierung von Geschlechterdifferenzen gezeigt und kulturvergleichende Aspekte thematisiert; dazu kommt 2006 „fempoint“ – die öffentlich zugängliche Textanalyse, um Geschlechterrollen und Herrschaftssysteme zu problematisieren und als Konstruktionen in Frage zu stellen – als wesentlicher Arbeitsschwerpunkt hinzu.

Unser Hauptschwerpunktprogramm für 2005 „Veranstaltungsreihe: Alles, was Recht ist“ zeigt, dass wir als Team Widerstand gegen Regime der Nivellierung versuchen zu signalisieren. Grundsätzlich versuchen wir in unserer Arbeit und in unseren Veranstaltungen eine Unterschiedlichkeit von Identitätskonzepten zuzulassen, und Beziehungen oder Identitäten für gleichberechtigte Möglichkeiten der Gestaltung entsprechender individueller und sozialer Existenzweisen sichtbar zu machen.

Frauenspuren, Frauenrechte, Errungenschaften der Frauen- und der Queerbewegung(en) aus der Vergangenheit sowie der Gegenwart laufen immer wieder Gefahr, verdrängt, verwischt und nicht ernst genommen zu werden.

Die Veranstaltungsreihe „Alles, was Recht ist“, gemeinsam veranstaltet mit dem Frauenrat der Stadt Graz, soll Informationen zu rechtlichen Grundlagen für Frauen, zu Frauenrechten und aber auch zu wichtigen Errungenschaften der Frauenbewegung der 70er/80er Jahre als auch der Queer-Bewegung der 80er Jahre bieten. Wir wollen uns mit der Geschichte der Frauenrechte/Frauenbewegung/Queer-Bewegung beschäftigen. Wir wollen selbstbewusst und selbstsicher gegen Diskriminierungen und gegen die Heteronormierung auftreten sowie in gesellschaftspolitische Prozesse eingreifen.

Anhand von praktischen Themen soll eine konkrete historische, wirtschafts-, sozial-, bildungs- und arbeitsmarktpolitische Analyse und Diskussion erfolgen. Themen werden sein:

- Gewaltschutzgesetz
- Gleichbehandlung im Beruf
- Queer-Politics regional-national-international
- Recht auf Arbeit – Arbeit um welchen Preis? Auseinandersetzung mit prekären Lebens- und Arbeitsverhältnissen (ungesicherte (Über-)Lebensverhältnisse)

- Rechte und Errungenschaften der Frauenbewegungen und Queer-Bewegung aus politischer Sicht
- Unterhaltsrecht
- Frauen aus aller Welt in Graz – Zwischendialoge. Austausch – Ideen – Perspektiven!
- Menschenrechtsverletzungen – sind Menschenrechte auch Frauenrechte?
- Verschiedene Veranstaltungen zum Thema strukturelle Gewalt – beleuchtet aus verschiedensten Perspektiven.

All diese Themen werden aus feministischer und queerer Perspektive betrachtet und diskutiert. Aber genau in den oben erwähnten Diskussionen und Auseinandersetzungen wird deutlich – zumindest für unsere Arbeit, dass wir die Frage nach Geschlecht nicht außer Acht lassen dürfen. So werden wir noch einen Schritt vorwärts gehen und uns mit den verschiedenen Positionen der Kategorie „Frau“ beschäftigen. Hier ist nochmals entlang der Linie Klasse, Rasse und Geschlecht eine Analyse durchzuführen. Das bedeutet, dass zusätzlich zu den Faktoren Geschlecht, Rasse und Klasse auch eine Auseinandersetzung mit Herrschaftsinstrumenten, Herrschaftsformen und den Auswirkungen einer Heteronormierung erforderlich ist.

Feminismus, Post-Feminismus, gender studies, queer studies – sind im Wesentlichen die Theorien, Denkrichtungen und Ansätze, die wir in unseren Fragestellungen anwenden. Ein zusätzliches Beschäftigungsfeld ist der Begriff „Geschlecht“ mit allen Ausprägungen, nämlich umfassender reflektiert als auf der Ebene Frau – Mann. In unserer queer-feministischen Arbeit lassen wir auf keinen Fall den herrschafts- und gesellschaftskritischen Blick aus den Augen – im Gegenteil, wir erweitern ihn, indem wir uns besonders auch mit Herrschaftsformen beschäftigen. Immer wieder steht im Zentrum unserer Arbeit die Frage nach der Konstruktion von Geschlechterdifferenzen, was eine Problematisierung der „gender-sex“-Unterscheidung nach sich zieht.

Seit meiner Ernennung als Unabhängige Frauenbeauftragte der Stadt Graz (Mai 2004) werden auch Queere Lebensweisen und Lebenskontexte in der frauen- und mädchenpolitischen Arbeit der Stadt Graz sichtbarer und ziehen sich als Querschnittsmaterie durch unsere Arbeit.

In der Stadt Graz gibt es den Verein LABRYS – Verein zur Organisation frauenspezifischer Veranstaltungen und die sehr engagierte Bildungsreferentin vom Verein Frauenservice, Uma Höbel, die gemeinsam das jährliche Filmfestival „Le.f.t – lesbische Filmtage Graz“ organisieren. Meines Erachtens sind auch diese Filmtage von einem Queeransatz geprägt.

Wir sehen es als unsere Aufgabe gegen Diskriminierungen von Lebensweisen, die als „abweichende Norm“ festgeschrieben sind, vorzugehen und die diversen Möglichkeiten

(Diskriminierungsdokumentation, Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen, Arbeitskreis gegen strukturelle Gewalt, öffentlich zugängliche queer-feministische Veranstaltungen, enge Zusammenarbeit mit der Anwältin für Gleichbehandlungsfragen in der Arbeitswelt usw.) auszuschöpfen sowie eine gemeinsame Vorgehensweise zu koordinieren.

In meinem Unabhängigen politischen Ansatz begreife ich Queer als Querschnittsthematik, wie Gender und Ethnic-Mainstreaming. Wesentliche Ansatzpunkte in unserer Arbeit sind:

- Das öffentliche Sichtbarmachen der Diskriminierung, die durch heterosexuelle Normierung und Festschreibung stattfindet. Durch die heterosexuelle Normierung wird ein gesellschaftlicher Zwang in allen Lebensbereichen festgeschrieben (Kindergarten, Schule, Beruf, Bildung, Wohnen, öffentlich, Privat). Unsere Ansätze liegen darin, nicht Politik für Minderheiten zu unterstützen, sondern unseren Blick auf eine Entprivilegierung normativ heterosexueller Ordnung und auf entsprechende gesellschaftliche Veränderungen zu richten.
- Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit: Beschäftigung mit Transgenderismus im rechtswissenschaftlichen Diskurs.
- Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Rassismus und Sexualität bzw. Rassismus und Sexismen.

- Auseinandersetzung von neoliberalistischen Strukturen in Zusammenhang mit Sexualität. Ausprägung von Sexualität in kapitalistischen Systemen? Regulierung sexueller Bedürfnisse? Vermarktung von Sexualität?

Brigitte Hinteregger ist Dipl. psych. Krankenschwester, EDV-Expertin, Erwachsenenbildnerin/Coachin, Gestaltpädagogin und Gestaltberaterin sowie akademische Referentin für feministische Bildung und Politik (Rosa Mayreder College, Wien).

Derzeit absolviert sie ihr Master Studium der Fachrichtung Internationale Geschlechterforschung und feministische Politik mit dem Schwerpunkt Mittel und Osteuropa (Rosa Mayreder College, Wien).

Seit 01.05.2004 ist Brigitte Hinteregger Unabhängige Frauenbeauftragte der Stadt Graz.

Kontakt

Unabhängige Frauenbeauftragte der Stadt Graz

Brigitte Hinteregger

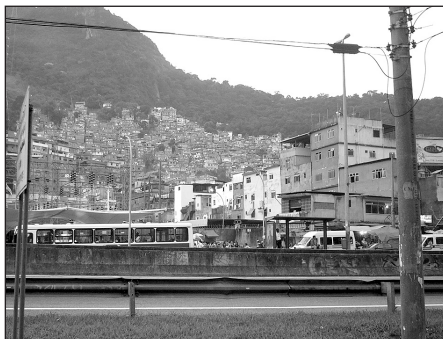
Tummelplatz 9

A-8010 Graz

Telefon: ++43 316 872-4660

E-Mail: info@frauenbeauftragte.at

URL: <http://www.frauenbeauftragte.at>



Brasilien ist das größte Land Lateinamerikas. Es ist das einzige Land dort, welches Portugiesisch besetzt war. Die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung Brasiliens besteht zu 45 % aus Weißen, 55 % aus Mischlingen, Schwarzen, Asiaten und aus Indianern. In Brasilien stehen sich Reichtum und Armut noch immer gegenüber und es gibt kaum eine Mittelschicht.

In diesem Land führen Herkunft und Hautfarbe heute noch sehr stark zu individuellen Chancen in der Gesellschaft. Ungleichheit gibt es aber nicht nur zwischen Weißen und Farbigen, sondern auch, aus der Portugiesische Tradition hervorgehend, zwischen Männern und Frauen.

Die Portugiesische Tradition hat eine ausgeprägte Männergesellschaft, die in Brasilien noch heute anzutreffen ist, in

der die Männer dominieren und die Frauen weniger Rechte und Freiheiten haben. Das Machoverhalten bekommen die Männer früh anerzogen. Der Mann ist das Familienoberhaupt und gerne der Besitzer der Frau. Die Aufgabe der Frau besonders im Nordosten Brasiliens ist es Haus und Kinder zu hüten.

Diese Degradierung der Frau führt dazu, daß in die Bildung der Mädchen, welche für eine berufliche Entwicklung wichtig ist, kaum etwas investiert wird.

Die Prostitution in Brasilien

Die Menschen im Nordosten Brasiliens sind besonders arm. Das hängt damit zusammen, dass diese Region die Ärmste des gesamten Landes ist und auch vom Staat vernachlässigt wird, im Gegensatz zum Süden des Landes, unter anderem in Sao Paulo und Rio de Janeiro, wo es sehr viele Verbesserungen für die Menschen, beispielsweise im Gesundheitssystem und im Bildungswesen, gibt. Es gibt

Frauen in Brasilien

Kathrin Renusch

dort keine Industrie- und Wirtschaftsansiedlungen sowie klimatisch so ungünstige Bedingungen, dass kaum Agrarwirtschaft aufgebaut werden kann. Die dortige Arbeitslosigkeit der Frauen ist doppelt so hoch wie die der Männer. Da viele Frauen aufgrund ihres Bildungsstatus in dieser Region nur begrenzte Arbeitsmöglichkeiten haben, können sie entweder nur als Haushaltshilfen oder als Aushilfen, in Form von Putzhilfen oder in ähnlichen Verrichtungen, tätig sein. Jene Arbeiten werden grundsätzlich unterbezahlt und reichen für die Ernährung der Familie eigentlich allein nicht aus.

Der einzige Bereich mit ausreichenden Geldeinnahmequellen für Frauen liegt in der Prostitution. Die hohe Arbeitslosigkeit und Armut, speziell im Nordosten Brasiliens führt dazu, dass die Prostitution trotz vieler Hilfsorganisationen immer mehr Zulauf findet. Viele der Prostituierten sind minderjährige Mädchen.

Es herrscht in den Familien der ärmeren Regionen viel Gewalt. Auch sexuelle Gewalt ist keine Seltenheit. Viele von den minderjährigen Mädchen sind wegen dieser Gewalt aus ihren Familien geflohen und haben dann eine Weile auf der Straße gelebt, bevor sie im Rotlichtmilieu anschaffen gingen.

Brasilien entwickelt sich mittlerweile genauso zum Sextourismusgebiet wie Kenia, die Philippinen und Thailand. Das Paradies des Nordostens Brasiliens mit traumhaften Stränden und Palmen lockt viele europäische und amerikanische Touristen an und ebenso die Prostituierten.

Die Frauen betrachten die Prostitution als vorübergehend, bis sie ein Mann aus Europa ins dortige „Paradies“ mitnimmt. Diese verklärten Vorstellungen werden von den Zuhältern und Touristen noch geschürt, um die jungen Mädchen durch ihre Träume zu motivieren, weiter als Prostituierte zu arbeiten. Mindestens 500.000 minderjährige Mädchen in Brasilien leben vom Sextourismus. Die meisten von ihnen sind zusätzlich drogenabhängig. Das ist mit ein Grund dafür, dass mindestens 20 % der brasilianischen Prostituierten HIV-positiv sind.

Es gibt viele soziale Projekte von verschiedenen Hilfsorganisationen, die sich im Kampf gegen sexuelle Ausbeutung und Gewalt für diese Mädchen und jungen Frauen einsetzen.

Das „Amparo Maternal“ in Sao Paulo

Ein Projekt, welches sich für Mütter der Straße in Sao Paulo einsetzt, heißt „Amparo Maternal“ – übersetzt „Geschützte Mütter“. Sao Paulo liegt im Süden des Landes und ist eine Stadt mit enormen Gegensätzen zwischen arm und reich. Gerade weil diese Stadt wirtschaftlich ein Anziehungspunkt ist, versuchen viele Arbeitssuchende aus dem Nordosten hier ihr Glück. Dadurch kommt es zum unkontrollierbaren Städtewachstum und der weiteren Ausdehnung der Elendsviertel (*Favelas*).

Beim „Amparo Maternal“ handelt es sich um eine Entbindungsklinik, die bedürftige, schwangere Frauen und schwangere Frauen von der Straße aufnimmt, so dass sie dort unter hygienischen Bedingungen entbinden können. Die Patientinnen, meist Opfer sexueller Gewalt, Prostituierte oder arme bedürftige Frauen und junge Mädchen, müssen für den Aufenthalt in der Klinik nichts bezahlen und können in einem geschützten und sicheren Rahmen ihr Kind zur Welt bringen.

Diese Tatsache macht das Krankenhaus sehr besonders und auch die dazu gehörende Einrichtung „Amparo social“, in der die Patientinnen mindestens zwei Monate vor ihrer Entbindung wohnen können und ein Hilfsangebot auf sozialen und psychisch stabilisierenden Gebieten erhalten.

Es bringen dort sehr viele minderjährige Mädchen Kinder zur Welt. Sie haben dort die Möglichkeit zu erfahren, wie sie sich bei sexuellen Übergriffen verhalten können. Sie erfahren ebenfalls, an wen sie sich wenden können, wenn sie beispielsweise einen Drogenentzug machen oder gänzlich vom Straßenmilieu weg kommen wollen. Zudem erlernen die jungen Mütter, wie die Säuglingspflege durchzuführen ist, sofern sie ihr Kind behalten wollen, denn es besteht die Möglichkeit, den Säugling zur Adoption freizugeben. Sie werden über Gesundheitsrisiken aufgeklärt und es wird präventiv sowie therapeutisch mit ihnen gearbeitet. Außerdem besteht die Möglichkeit, dass die Frauen dort an niedrigschwellige Arbeitsmöglichkeiten vermittelt werden können.

Dieses Projekt wird nur durch Spenden und einer kleinen Mithilfe vom Staat finanziert. An jenem Ort werden jährlich über 2000 Kinder zur Welt gebracht. Geleitet wird es konfessionell.

Das „Amparo Maternal“ macht gerade in dieser Stadt Hoffnung, dass es in Brasilien aufwärts geht. Brasilien hatte in den letzten zwei Jahren einen wirtschaftlichen Aufschwung. Es wäre wünschenswert, wenn auch die Korruption in der kommenden Zeit besiegt und die Probleme der Menschen, die unter der Armut leiden, gelöst werden können. Besonders dem Nordosten des Landes muss dringend geholfen werden.

Kathrin Rensch ist Krankenschwester und studiert im 6. Semester Pflege/Pflegemanagement an der ASFH. Im Rahmen eines Entwicklungshilfeeinsatzes hat sie 1996 im „Amparo Maternal“ ehrenamtlich gearbeitet. Letztmalig war sie im Juli 2005 im „Amparo Maternal“ und hat sich die Entwicklungen der Klinik persönlich angesehen sowie Spenden überreicht.

Von April bis Ende Juni 2005 hat Kathrin Rensch ebenfalls ihr Auslandssemester in Brasilien verbracht. In Rio de Janeiro hat sie ihr Praktikum in einer Schule mit Therapieeinrichtung für Gehörlose, Stumme, psychisch auffällige und sozial benachteiligte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsener absolviert.

„Macht mal ein bisschen schneller, ich werde bald 80“

(Nora Mühlporfte, ältestes Mitglied bei Village e.V. im Januar 2005)



Foto Marcel Steger

Village e.V. – ein Haus für Lesben und Schwule im Alter Wohnen und Pflegeberatung – ein Selbsthilfeprojekt stellt sich vor

Christian Hamm

Wohnen und Pflege sind die Schwerpunkte unseres Projektes. Seit vier Jahren versucht unser Verein ein Haus für alte und pflegebedürftige Lesben und Schwule in Berlin zu realisieren. Der Fertigstellungstermin wird von Jahr zu Jahr verschoben und doch geben wir nicht auf. Der Wunsch nach einem tatsächlich selbstbestimmten Leben im Alter und im Falle von Pflegebedürftigkeit ist so groß, dass die Mitglieder von Village e.V. sich nicht entmutigen lassen. Nach vielen Rückschlägen ist das Selbstbewusstsein gewachsen, so dass der Verein beschlossen hat, die Realisierung des Village-Hauses selbst in die Hand zu nehmen. Die Suche nach einem Investor oder Träger für unser Village-Haus haben wir aufgegeben.

Vereingründung 2001

Ziel unserer Initiative ist es, die Lebenssituation alter Lesben und Schwuler zu verbessern und die Sensibilisierung sowohl der Öffentlichkeit, wie der Betroffenen für dieses Thema zu fördern. Tragender Gedanke ist dabei die Tatsache, dass viele Lesben und Schwule auf einen anderen persönlichen Lebensentwurf zurückblicken als weite Teile der heterosexuellen Bevölkerung. Die Vorstellung, irgendwann einmal auf einen Pflegeplatz in einem heterosexuell geprägten Pflege- oder Altersheim angewiesen zu sein, ist für viele Betroffene nur schwer erträglich. Denn Lesben und Schwule haben sich in den vergangenen Jahrzehnten zahlreiche Freiheiten und Selbstverständlichkeiten erkämpft, auf die Frau/Mann nicht mehr verzichten kann.

Niemand sollte gezwungen sein, diese Freiräume im Alter oder im Falle von Pflegebedürftigkeit aufgrund des sozialen Drucks aufgeben zu müssen.

Die Schwerpunkte unserer Arbeit sind:

- Die Lebenssituation und Lebensqualität älterer bis hochbetagter Lesben und Schwuler in ihren verschiedenen Situationen auch im Hinblick auf Pflegebedürftigkeit zu sichern und zu verbessern.
- Wir konzipieren ein Wohnprojekt mit integrierter Pflege für alte Lesben und Schwule und ihren FreundInnen.
- Die Inanspruchnahme der Angebote von Village e.V. soll allen Interessierten, unabhängig von der Höhe ihres Einkommens oder den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln, möglich sein.
- Der Einbezug fachlicher und zielgruppenspezifischer Standards in die Betreuung und Pflege alter Lesben und Schwuler soll eine adäquate und qualitative Versorgung sicherstellen.
- Wir wollen einen Veränderungsprozess in der Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensweisen in bestehenden Strukturen der SeniorInnen- und Pflegearbeit anregen.
- Es gilt, die Sensibilisierung sowohl der Öffentlichkeit, wie der Betroffenen für dieses Thema zu fördern.
- Wir setzen uns für die Integration der gleichgeschlechtlich liebenden Älteren in die lesbisch-

schwule Gemeinschaft und in die Gesellschaft sowie die Berücksichtigung ihrer individuellen Lebensentwürfe ein.

- In unserer Arbeit und in der Konzeption unserer Projekte streben wir die Berücksichtigung der unterschiedlichen Lebenssituationen, Bedürfnisse und Interessen von Frauen und Männern an (Gender Mainstreaming).
- Mit unserer Arbeit streben wir langfristig ein weitgehendes Verständnis füreinander und eine vollkommene Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensweisen in unserer Gesellschaft an.

Die ersten Anfänge

Die Idee für ein Wohnprojekt für alte Lesben und Schwule wurde schon seit Jahren in der Community diskutiert als sich Village e.V. 2001 gründete. 1995 auf dem *gay and grey* Kongress in Köln in einem Workshop zum ersten Mal ausgesprochen, gründete sich 1999 das Projekt *Altenpflegenheim* in Frankfurt am Main mit dem Ziel, das erste lesbischschwule Alten- und Pflegeheim Deutschlands zu errichten (auch dieses Projekt wartet noch auf seine Realisierung). Als Village e.V. mit seinem Vorhaben an die Öffentlichkeit trat, war die Idee für ein Wohnprojekt für alte Lesben und Schwule nicht mehr ganz so neu. In Amsterdam wurde 1998 bereits das *L.A. Ries-Huis* eröffnet, das erste Haus für ältere Lesben und Schwule in Europa, wenn nicht weltweit. Die lesbischschwule Community in Berlin war ebenfalls zum größten Teil bereits für die Belange älterer Lesben und Schwuler sensibilisiert, und begann sich bereits zu organisieren, z.B. bei BALSAM, dem Berliner Arbeitskreis für alte lesbische und schwule Menschen. Sich mit dem Thema alte Lesben und Schwule zu beschäftigen war plötzlich Mode in der Homowelt und in diese Welle hinein schwappte unsere Vereinsneugründung.

Was ist anders an Village e.V., weshalb ein neues Projekt in der Homolandschaft Berlins, wo der Kampf um öffentliche finanzielle Unterstützung immer härter wird? Village e.V. wurde als Konkurrenz wahrgenommen und das ist wohl so bis heute. Bei Village e.V. handelt es sich jedoch um eines der wenigen lesbisch und schwulen Projekte bei dem alle Angebote von Lesben und Schwulen gleichzeitig wahrgenommen werden, das war uns wichtig von Anfang an. Nach anfänglichem Widerstand und Ängsten von Lesben und Schwulen jeweils mit dem anderen Geschlecht zusammen zu arbeiten, zu feiern oder sich einfach auszutauschen ist bei Village e.V. inzwischen normaler Alltag geworden. Der Stammtisch von Village e.V. wird sowohl von Lesben als auch von Schwulen besucht, ebenso nehmen an unseren Ausflügen, die teilweise von einem schwulen Club der Eisenbahnfreunde organisiert werden, auch gerne Lesben teil.

Nach Geschlechter demokratischen Theorien finden sich bei uns im Verein sicherlich die eine oder andere Schwach-

stelle, das wird uns z.B. bei der Suche nach den richtigen Wörtern immer wieder deutlich. Bezeichnungen zu finden, die ein gleichberechtigtes Lebensgefühl ausdrücken ist sehr schwierig, die deutsche Sprache ist nicht dafür geschaffen.

Wir versuchen in unserem Projekt zwar möglichst „korrekt“ zu sein, doch grundsätzlich leben und arbeiten wir bei Village e.V. nach dem „Lustprinzip“ – nichts muss, alles kann sein. Die ehrenamtlichen MitarbeiterInnen sind selbst immer wieder erstaunt, wann eine Veranstaltung von Schwulen oder von Lesben dominiert wird. Das interessanteste Beispiel war unser Village-Rosenball, eine Benefizveranstaltung zu Gunsten unseres Projektes im September diesen Jahres. Vollkommen unerwartet wurde der gesamte Vorverkauf von Frauen bestimmt und so war es dann auch nicht mehr verwunderlich, dass 85 % der Teilnehmerinnen weiblich waren. Die Schwulen waren in der Minderheit, obwohl nur Männer mit der Organisation beschäftigt waren. Es hat allen wirklich großen Spaß gemacht und das ist für uns das, was wirklich zählt.



Village-Rosenball, September 2005

Unser Projekt ist auch für heterosexuelle Menschen offen. Auch das war uns von Anfang an von großer Bedeutung: wir nennen sie Freundinnen und Freunde von Lesben und Schwulen. Unsere Welt besteht nun einmal aus einer Vielfalt und die soll sich auch in unserem Projekt wiederfinden können. Und tatsächlich sind einige Heteras und Heteros in unseren Reihen, als Fördermitglieder, als SpenderInnen oder als TänzerInnen bei unserem Ball. Viele Menschen weigern sich auch, sich klassifizieren zu lassen, das ist insbesondere bei einigen älteren Lesben und Schwulen der Fall.

VILLAGE-Haus – Konzept

Die Vorstellung von Alters- und Pflegeheimen sind bei vielen Lesben und Schwuler in der Regel eher negativ besetzt. Deshalb unternehmen wir den Versuch, ein völlig neues Bild vom Wohnen und Leben im Alter oder in der Pflegebedürftigkeit zu entwickeln. Ein zentraler Aspekt des Wohnprojektes von Village e.V. wird die veränderte Kommunikation, sowohl innerhalb des Hauses als auch im Kontakt

nach außen sein. Das offene Haus soll Möglichkeiten zum Rückzug in die Privatsphäre jeder/s einzelnen Bewohnerin/ Bewohners ermöglichen, aber auch Raum für den Kontakt mit anderen BewohnerInnen und Menschen bieten, die das Haus für verschiedene Funktionen nutzen.

Das Wohnprojekt wird nach der aktuellen Planung für ca. 40 Menschen Lebens- und Wohnraum bieten, wobei 10 Plätze in einer Pflege-Wohngemeinschaft vorgesehen sind. Für ca. 30 Lesben und Schwule sollen alters- und pflegerechte Wohnungen, jeweils mit Wohn- und Schlafzimmer zur Verfügung stehen. Das Prinzip „Lebenslaufwohnen“ soll ein Leben im Village-Haus über viele Jahre ermöglichen und die unterschiedlichen Generationen zusammenführen, ca. 8 Einheiten davon stehen den „Freundinnen und Freunden“ der BewohnerInnen und der lesbischschwulen Szene zur Verfügung.

Grundrisse der Wohnungen und die Struktur des Hauses werden so flexibel gestaltet sein, dass neben Zweiraumwohnungen auch größere Wohneinheiten beispielsweise für Wohngemeinschaften zusammengeschlossen werden können. Damit soll individuell auf sich verändernde Lebensbedürfnisse eingegangen werden.



Architekturentwurf für unseren ehemaligen Standort in der Winterfeldtstraße, Sommer 2003
Entwurf: Hamm Architektur mit Susanne Dallmeyer

Der Weg zum Haus

Eigentlich wollten wir 2001 besonders klug sein, da wir nach unserer Vorstellung einen vollkommen pragmatischen Weg eingeschlagen hatten: *Wir haben die Idee – die Anderen wissen wie man Häuser baut.*

Nach ersten Recherchen über Wohnprojekte für alternative Wohn- und Lebensformen mussten wir schnell feststellen, dass der Weg für die meisten Projekte hart und steinig war und dass viele Projektinitiativen nie bis zur Realisierung vorgedrungen sind. Oft löst sich eine Gruppe nach einigen Jahren des vergeblichen Versuchs wieder auf. Der durchschnittlich Zeitraum, bis es zu einer Umsetzung des

Projektgedanken kommt, sind unglaubliche 10 Jahre: das war uns zu lange. Wir konnten uns nicht vorstellen, dass wir einen solch langen Atem haben werden.

Deshalb beschlossen die Gründungsmitglieder von Village e.V. einen anderen Weg zu gehen. Wir begaben uns auf die Suche nach einem Investor, den wir von unserem Hauskonzept überzeugen wollten und der es für uns hätte umsetzen können – er wäre der Besitzer gewesen und wir die Mieter. Wir waren uns klar, dass jeder Investor seine Rendite erzielen muss und erklärten uns bereit, eine Miete im Rahmen des Mietspiegels zu akzeptieren. Kleine günstige Wohnungszuschnitte sollten hier zu einem bezahlbaren Mietpreis einen hohen Wohnkomfort sicherstellen.

Nun haben wir vier Jahre des Suchens und Verhandels hinter uns und müssen feststellen, dass unsere Konzeptidee zwar einen hohen Zuspruch erhält, aber für Investoren nicht attraktiv genug erscheint. Obwohl wir eine Vielzahl an WohninteressentInnen nachweisen können und sich auch immer wieder Interessierte bei uns melden, die sich finanziell beteiligen wollen.

Letztendlich ist dieser Ansatz wahrscheinlich daran gescheitert, dass wir als Verein einen für Investoren zu idealistischen Ansatz vertreten. Hätten wir uns für ein bereits bewährtes Modell für ein Wohnen im Alter entschieden wäre vielleicht mehr möglich gewesen.

Im Sommer 2004 wurde unser Verein auf eine harte Probe gestellt. Eine Projektentwicklungsgesellschaft aus der Alten- und Pflegearbeit trat mit einem Projekt an die Öffentlichkeit, das uns mehr als irritierte. Nur wenige hundert Meter neben dem von uns favorisierten Standort, mit dem unser Projekt seit Jahren um Unterstützung wirbt, sollte das erste lesbischschwule Alten- und Pflegeheim realisiert werden. Ein Haus für 160 Menschen, mit 80 Pflegeplätzen und betreutem Wohnen (das Projekt wurde letztendlich nicht umgesetzt, die Investoren nahmen zwischenzeitlich wieder Abstand von der Projektidee eines lesbischschwulen Alten- und Pflegeheimes).

Die Initiatoren des Projektes traten sehr selbstbewusst und vom Erreichen ihres Zieles überzeugt auf, so dass sich der Verein ernsthaft die Frage stellen musste, haben wir den Boden bereitet, dass andere nun damit schnelles Geld machen? Und eine weitere Frage stellte sich uns, denn schließlich sind die ältesten Mitglieder unseres Projektes bereits 80 Jahre alt: müssen wir nicht Abstriche machen an unseren Bedürfnissen nach einem selbstbestimmten Leben im Alter und uns diesem neuen Projekt anschließen, wenn uns die eigene Realisierung schon nicht gelingt?

Das Ergebnis einer Mitgliederbefragung war überwältigend: einstimmig wurde gegen eine Kooperation mit dem neuen konventionellen Projekt votiert. Alle Mitglieder wollten, dass wir weiter versuchen unsere idealistischen Ziele umzuset-

zen, sie wollten lieber noch etwas warten als sich von ihrem Traum zu verabschieden.

Trotzdem haben uns die Turbulenzen Ende des vergangenen Jahres und in den ersten Monaten dieses Jahres zu einem Umdenken gebracht. Unsere ursprüngliche Idee, gemeinsam mit einem Investor unsere Idee von einem gemeinschaftlichen Wohnen im Alter umzusetzen, scheint nicht aufzugehen. Wir merkten, man versucht entweder unser Konzept zu verändern oder uns einfach zu vereinnahmen. Eine interessante Erfahrung. Und auch die Erkenntnis, ganz schön naiv an dieses Projekt herangegangen zu sein, setzt sich langsam durch.

Village e.V. baut nun selbst

Village e.V. hat sich seit Mitte dieses Jahres von der Idee einer Zusammenarbeit mit einem Investor verabschiedet. Wir haben uns nach einer längeren Konsolidierungsphase dazu entschlossen, unser Village-Haus selbst zu bauen. Hierfür verabschieden wir uns auch von dem lange favorisierten Grundstück in der Winterfeldtstraße mit einer Grundstückseigentümerin, die uns nicht wirklich unterstützte in den drei Jahren der Zusammenarbeit. Auch wenn wir diesem Grundstück ein wenig nachtrauern und auch der inzwischen vergangenen Zeit, so müssen wir doch feststellen, dass unser Selbstvertrauen in unsere Ziele und unser Selbstverständnis in den vergangenen vier Jahren enorm gewachsen ist. Bei der Vereinsgründung 2001 konnte sich keines der Gründungsmitglieder vorstellen, das Haus aus eigener Kraft zu verwirklichen, die Suche nach einem Kooperationspartner war selbstverständlich. Heute, vier Jahre später, wissen wir, dass unser Village-Haus nur unser Haus sein wird, wenn wir es selber bauen.

Der Verein Village e.V. wird nun selbst Bauherr und Träger des Wohnprojektes sein und nutzt die in den vergangenen drei Jahren gesammelten Erfahrungen, um ein individuell zugeschnittenes Finanzierungskonzept für die Umsetzung des Wohnprojektes zu erarbeiten.



Der Arbeitskreis Schöner Wohnen besichtigt alternative Grundstücke, Oktober 2005

Village e.V. entwickelt ein Realisierungskonzept für das Village-Haus, das es finanzkräftigen Lesben, Schwulen und an einer sozialen Idee interessierten AnlegerInnen

ermöglicht, sich an unserem Hausprojekt zu beteiligen. Sie können MiteigentümerInnen am Village-Haus werden und wenn sie es wünschen ein Nutzungsrecht für ihre persönliche Wohnung erhalten.

Fördermittel sollen es dem Verein ermöglichen, den Anteil der Mietwohnungen mit einem Anteil von ca. 70 % an der Gesamtmietfläche nach der bisherigen Konzeption zu realisieren. Denn das Village-Haus soll, trotz kombiniertem Miet- und Eigentumsmodell, für alle Einkommensgruppen ein Angebot darstellen und niemanden ausgrenzen. Unterschiedliche Förderprogramme stehen für die Finanzierung innovativer Wohnprojekte für ältere Menschen zur Verfügung, unser Projekt prüft zurzeit die unterschiedlichen Modelle auf ihre Anwendung.

Wer sich für unser Wohnprojekt interessiert und als MieterIn oder MiteigentümerIn näheres darüber erfahren möchte, kann sich gerne mit uns in Verbindung setzen.

Pflegeberatung bei Village e.V.

„Die Biographien der heute älteren, alten und hochbetagten Lesben und Schwulen zeugen von einem Leben innerhalb unserer Gesellschaft, in der Homosexuelle staatlich und gesellschaftlich geächtet, verfolgt und ermordet wurden. Diese Erfahrungswelt zeigt, daß sie zeitlebens mit einer potentiellen Ablehnung oder Unkenntnis und Unverständnis über ihre Lebenswelten durch die Umwelt rechnen müssen. Der Pflegebeziehung liegt zudem eine gewisse Unfreiwilligkeit zur zwischenmenschlich engen Verbindung zugrunde. Das Abhängigkeitsverhältnis von zu Pflegenden und Pflegekräften zueinander kann zudem eine emotionale Öffnung und Offenlegung der bisher privaten Lebenswelten erschweren. Durch diese Rahmenbedingungen sollte der Pflegesituation älterer und alter Homosexueller eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.“

Heiko Gerlach, Frankfurt/M.

In der Beschreibung von Heiko Gerlach, Mitautor des Curriculum Altenpflege für lesbische Frauen und schwule Männer des Landes Hessen, wird in wenigen Zeilen die gesamte Sprengkraft der Probleme und Schwierigkeiten deutlich, mit denen Lesben und Schwule in der Pflege konfrontiert sind. Das Verschweigen der eigenen Lebensgeschichte, die Angst vor Diskriminierung und Repressionen macht einsam. Diese Situation, so verständlich sie angesichts der bestehenden Strukturen ist, prägt das Verhältnis zwischen Pflegebedürftigen und Pflegepersonal. Vielfältige Missverständnisse und Fehlinterpretationen können die Folge sein und die ohnehin schon schwierige Situation der Pflege zusätzlich belasten.

Bei Village e.V. hat sich ein Arbeitskreis Pflege gegründet, in dem fast ausschließlich im Pflegebereich tätige Lesben und Schwule mitarbeiten. Wir versuchen, Kriterien und

Richtlinien für die praktische Arbeit aufzustellen, mittels derer die oftmals problematische Situation für die Beteiligten gemildert werden kann. Die zentrale Frage ist dabei, wie die spezifischen Lebenserfahrungen und Lebensrealitäten alter Lesben und Schwuler im Pflegealltag Berücksichtigung finden können. Was bedeutet eine individuelle und biographieorientierte Pflege für die PflegeempfängerInnen und wo liegen Schwerpunkte bei älteren Lesben und Schwulen? Diese Arbeit ist noch nicht abgeschlossen und wird erst nach der Inbetriebnahme der Pflegewohngemeinschaft im Village-Haus der Öffentlichkeit vorgestellt werden können.

Um die Situation von Lesben und Schwulen in der Pflege zu verbessern, gibt Village e.V. sein Wissen und seine Fachkompetenz an Interessierte und Pflegenden weiter. Der Arbeitskreis Pflege bei Village e.V. bietet eine Beratungsmöglichkeit für pflegebedürftige Lesben, Schwule und pflegende Angehörige zu allen Fragen rund um die Pflege.

Außerdem bietet Heiko Gerlach (Dipl.-Pfleger, Qualitätsbeauftragter, stellv. Geschäftsleiter eines ambulanten Pflegedienstes, Mitbegründer des Projektes AltenpflegeGayheim in Frankfurt/M. und Mitautor des Curriculum Altenpflege für lesbische Frauen und schwule Männer des Landes Hessen) im Auftrag von Village e.V. in Berlin Fortbildungen (von der Abendveranstaltung bis zum Wochenendseminar) für Pflegeeinrichtungen und ihre MitarbeiterInnen zum Thema Lesben und Schwule in der Pflege an.

Schwache Angebotsnachfrage

Das Beratungsangebot von Village e.V. gibt es seit Mitte 2003. Das Erstaunliche dabei ist, dass wenig nachgefragt wird. Anfragen von Lesben und Schwulen an Village e.V. beziehen sich meistens auf ganz konkreten Bedarf an Hilfeleistungen. Hier verweisen wir für den Bedarf an Pflegeleistungen an den bisher einzigen Anbieter in Berlin für Lesben und Schwule – an das *Netzwerk für Ambulante Pflege in Schöneberg und Pankow*. Bei Anfragen nach Hilfeleistungen des täglichen Bedarfs an die lesbischschwulen Angebote von Sonntagsclub, RuT und der Schwulenberatung. Alle drei Projekte haben in den letzten zwei Jahren einen EhrenamtlerInnendienst für kleinere Hilfestellungen für alte Lesben und Schwule aufgebaut.

Weitere Anfragen nach Informationen über die Situation alter und pflegebedürftiger Lesben und Schwuler erhält unser Projekt von einzelnen Ausbildungsklassen im Pflegebereich und von Studierenden der Pflegestudiengänge, meist DiplomantInnen. Grundsätzlich handelt es sich hierbei um eine Einführung in das Thema, tiefergehende Informationen werden bislang nicht erfragt.

Die professionellen Anbieter der Alten- und Pflegearbeit haben unser Angebot der Weiterbildung bisher nicht in Anspruch genommen. Obwohl das Thema Lesben und

Schwule im Alter und in der Pflege seit einigen Jahren allgemein großes Interesse findet, ist es erstaunlich, dass bis heute kein Träger von Alten- und Pflegeheimen, kein Betreiber von Seniorenresidenzen oder ambulanten Pflegediensten sich ernsthaft für eine Weiterbildung seines Personals für die Bedürfnisse von Lesben und Schwulen unter seinen BewohnerInnen und KlientInnen interessiert.

Bevor ein Alten- und Pflegeheim speziell für Lesben und Schwule eröffnet wird wäre es nahe liegend, eines der bestehenden Häuser für diese Zielgruppe zu öffnen. Hierfür müsste jedoch das Personal entsprechend qualifiziert und ein Konzept erarbeitet werden, wie Lesben und Schwule innerhalb einer heterosexuell dominierten Belegung eines Hauses einen diskriminierungsfreien Rahmen erfahren könnten. Da in fast jeder Einrichtung auch Lesben und Schwule unter den MitarbeiterInnen vertreten sind, müsste es eigentlich vergleichsweise einfach sein, hierfür ein Angebot zu entwickeln.

Unser Verein erhält durchaus immer wieder Anfragen von etablierten Trägern und Institutionen der Alten- und Pflegearbeit, aber ein kontinuierlicher Kontakt ist dabei bisher nicht entstanden. Warum das so ist, wird wohl eine der Fragen sein, die es als nächstes zu beantworten gilt. Ein Umdenkens- und Veränderungsprozess scheint mehr Zeit in Anspruch zu nehmen, als wir es uns vorstellen können.

Weitere ausführliche Informationen über unser Projekt erhalten Sie auf unserer Internetseite www.village-ev.de.

*Christian Hamm ist von Beruf Architekt/Innenarchitekt und arbeitet als freier Architekt, Projektentwickler und Künstler in Berlin. 1999 gründete er das Büro **Hamm-Architektur und Projekte**. Seit dem betreut er unterschiedliche architektonische, kulturelle und künstlerische sowie soziale Projekte in Berlin und bundesweit. Er ist Mitbegründer von Village e.V. und zurzeit als Schatzmeister im Vorstand von Village e.V. vertreten. Außerdem hat er für den Verein die neue Projektentwicklung für das Village-Haus übernommen.*

Anmerkung

Wer unser Projekt unterstützen möchte, kann Fördermitglied in unserem Verein werden oder uns eine Spende zukommen lassen. Wir würden uns sehr darüber freuen.

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205 00, Konto-Nr. 32 545 00

Kontakt

Village e.V.

Lehrterstraße 57, Haus 4

10557 Berlin

Tel.: 030/39 40 88 52, Fax: 030/39 40 89 93

E-Mail: info@village-ev.de, URL: www.village-ev.de

Homosexualität in Migrationsfamilien

Ein Modellprojekt des Lesben- und Schwulenverbandes entwickelt Konzepte zur Sensibilisierung und Aufklärung für Familien mit Migrationshintergrund

Renate Heike Rampf

Für Familien ist Homosexualität eigentlich kein Thema, oder? Hin und wieder fallen Bemerkungen, die so dahingehört werden. Man spricht über Carsten Flöter aus der Lindenstraße oder den berühmten Sänger Zeki Muren. Wenn ein Kind glaubt, es könnte homosexuell sein, wird es genau hinhören: Was sagen der Vater oder die Mutter, wenn über Lesben und Schwule geredet wird? Es sind oft unbedachte Bemerkungen, die darüber entscheiden, ob sich ein Kind den Eltern anvertraut.

Tabu: Homosexualität

„Homosexualität als Thema in Migrationsfamilien“ ist der Name des Modellprojektes, das der Lesben- und Schwulenverband (LSVD) seit Anfang 2005 in Berlin durchführt. Ziel des LSVD Projektes, das vom Bundesfamilienministerium unterstützt wird, ist die Aufklärung und Sensibilisierung von Familien mit Migrationshintergrund. Dafür sucht das Projekt den Kontakt zu Vereinen und Verbänden der Migrations-Communities sowie zu MultiplikatorInnen der Familienberatung. Zusammen mit erfahrenen Fachkräften werden Module zur Enttabuisierung von Homosexualität entwickelt. Die Veranstaltungen und Kampagnen zur Aufklärung setzen dort an, wo Werte und Konzepte von Sexualität sowie Rollenerwartungen zwischen den Generationen ausgehandelt werden: in der Familie.

Migrationsfamilien

Schwerpunkte der Arbeit sind die türkisch-kurdische, die polnische und die russischsprachige Community. In diesen häufig sehr traditionell orientierten Gemeinschaften ist Homosexualität nahezu vollkommen tabuisiert. Der LSVD hat deshalb mit Kampagnen auf die Lebensrealität lesbischer und schwuler MigrantInnen aufmerksam gemacht. In Berlin sind die Plakataktionen ‚Kai ist schwul. Murat auch.‘ und ‚Cigdem ist lesbisch. Vera auch! Sie gehören zu uns. Jederzeit.‘ bekannt. Diese Kampagnen haben eine Gründungswelle von Selbsthilfegruppen für homosexuelle MigrantInnen ausgelöst. Aber wer hilft den Eltern? Wie können Großfamilien und Verwandte in die Aufklärungsaktionen einbezogen werden? Allzu häufig geht ein homosexuelles Outing mit dem Bruch der familiären Bindungen oder ungewollten Eheschließungen einher. Die Veranstaltungen des LSVD Projektes Migrationsfamilien richteten sich daher ausdrücklich nicht nur an Betroffene, sondern an das gesamte familiäre Umfeld.

Selbstreflexion statt Belehrung

Oftmals wird befürchtet, der LSVD wolle in den Veranstaltungen heterosexuellen Menschen beibringen, wie man am besten mit Homosexuellen umgeht. Tatsächlich aber schaffen wir durch Methoden wie Rollenspielen oder Quiz-Fragen eine Gesprächssituation, die Raum für die Exploration der eigenen Einschätzungen lässt. Selbstreflexion statt Belehrung ist unser Motto. „Was tun, wenn Ümit schwul ist?“ Wenn das LSVD Team diese Frage an Mütter und Väter richtet, ist sie nicht Teil einer Prüfung, die es zu bestehen gilt. Vielmehr übernimmt eine Person aus der Gruppe die Rolle eines Elternteils, der Probleme mit dem homosexuellen Sohn hat. Diese Person bittet die anderen um Rat: „Was würdet Ihr mir empfehlen zu tun?“. Die Teilnehmenden werden zu AkteurInnen. Sie setzen die Bedingungen der Diskussion, einer gründlichen und ehrlichen Erforschung ihrer eigenen Gedanken, Gefühle und Erfahrungen. Das ist nicht immer schön und sicherlich für viele nicht einfach. Aber ein notwendiger Schritt für Verständnis und Respekt.

Dominanter Einfluss der Religion

In diesen Veranstaltungen berichten MigrantInnen häufig von Problemen auf Grund des dominanten Einflusses von Religion. Auch wenn die Einzelnen bereit sind, Homosexuelle zu akzeptieren, bleiben die Reaktionen in Deutungsmustern verfangen, die Abgrenzung verlangen. Es scheint so, als würde die Spannung zwischen Tradition und Moderne auch die Wahrnehmungen und Emotionen spalten. Dabei ist die Dominanz von homosexualitätsfeindlichen oder traditionellen religiösen Auffassungen kein Kennzeichen einer bestimmten Ethnie oder Religion. Entscheidend ist vielmehr, ob es im Alltag der Familien Vorbilder für eine tolerante, aufgeklärte Form der Tradition gibt. Das gilt für den Islam ebenso wie für die römisch-katholische Kirche. Solange solche Vorbilder fehlen, ist der Respekt gegenüber Homosexuellen ausschließlich eine persönliche Angelegenheit. Eine Haltung, die allzu häufig nicht über Autoritäten gedeckt und gegen diese vertreten werden muss. Auch das verdient Respekt.

Beratung

Ergänzend zu den Aufklärungsveranstaltungen bietet das LSVD Projekt seit Anfang des Jahres zwei Formen muttersprachlicher Beratungen an. Rat und Unterstützung gibt es für Eltern und Familienangehörige in türkischer und polnischer Sprache. Zudem ist die Gründung einer Selbst-

hilfegruppe geplant: „Familien helfen Familien“ oder „Aileler ailelere yardım ediyor“.

Beratung für türkeistämmige Eltern:

Bali Saygılı
b.saygili@lsvd.de
Dienstags 13.00 – 14.00 Uhr
030/ 78 954 773

Beratung für polnischsprachige Eltern:

Emilia Chromicz
Projektleiterin beim Polnischen Sozialrat
migrationsfamilien@lsvd.de

Beirat und wissenschaftliche Studie

ExpertInnen aus der Sozialwissenschaft beraten das Projekt. Eine kontinuierliche Begleitung gewährleistet den Austausch zwischen Theorie und Praxis. Zu einzelnen Schwerpunkten werden weitere Spezialisten eingeladen. Der Beirat besteht aus den ständigen Mitgliedern und den fachspezifischen Gästen. Ständige Mitglieder des Beirates sind:

- Seyran Ateş, Rechtsanwältin, Autorin, Gewinnerin des Berliner Frauenpreises 2004 und des Berliner CSD Zivilcouragepreis 2005
- Prof. Dr. Birgit Rommelspacher, Professorin für Psychologie, Interkulturalität und Geschlechterstudien, Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin, Privatdozentin an der Technischen Universität Berlin
- Prof. Dr. Melanie C. Steffens, Professorin für Psychologie, Schwerpunkte: Soziale Kognition und kognitive Psychologie, Genderforschung, Einstellungen zu Lesben und Schwulen, Universität Jena
- Prof. Dr. Ali Uçar, Professor für Erziehungswissenschaft, Technische Universität Berlin.

Themen des Beirates sind Berichte aus dem Projekt, dessen Evaluation und spezifische Fragestellungen zum Hintergrund der Arbeit, wie etwa die psychosoziale Entwicklung von homosexuellen Kindern oder die Situation der Russland-Deutschen in Berlin. Diskutiert wird hier auch das Konzept der begleitenden Studie. Die wissenschaftliche Studie zu ‚Ausprägungsformen von antihomosexuellem Verhalten‘ ebenso wie die Begutachtung der Projektergebnisse liegen in der Hand von Prof. Dr. Bernd Simon, Professor für Sozialpsychologie und Evaluation, Christian-Albrechts-Universität Kiel.

Internet

Seit etwa Ende November ist das Projekt auch im Internet präsent. Die Webseite (<http://www.lsvd.de/migrationsfamilien/index.htm>) richtet sich primär an betroffene Eltern und darüber hinaus an interessierte MultiplikatorInnen. Zu finden sind Hinweise auf aktuelle Veranstaltungen und Berichte, Materialien zu Homosexualität sowie Kurzinformationen zu anderen Projektelementen. Neben Informationen bietet die Internetseite ein niedrigschwelliges Kontaktangebot: So können Fragen an die ProjektmitarbeiterInnen oder an muttersprachliche BeraterInnen gerichtet werden. Um den Zugang für MigrantInnen weiter zu erleichtern, sollen die Internetseiten zum Frühjahr auch in polnischer und türkischer Sprache eingestellt werden.

Links:

www.lsvd.de: LSVD Bundesverband: Der Lesben- und Schwulenverband (LSVD) ist die mitgliederstärkste schwullesbische Bürgerrechtsorganisation in Deutschland.

www.migrationsfamilien.lsvd.de: LSVD Projekt Migrationsfamilien, Berlin: Aufklärung, Beratung und Selbsthilfe zum Thema Homosexualität mit Angeboten speziell für Migrationsfamilien.

www.berlin.lsvd.de: LSVD Berlin-Brandenburg. Landesverband des LSVD mit den Projektschwerpunkten Regenbogenfamilien und Migration. Der LSVD Berlin-Brandenburg organisiert auch die Berlin Respect Gaymes im Sommer 2006.

www.befah.de: Bundesverband der Eltern, Freunde und Angehörigen von Homosexuellen (BEFAH). Bundesweiter Ansprechpartner für Beratung und Selbsthilfe betroffener Familienangehöriger.

Praktikumsplatz LSVD:

Ehrenamtliche MitarbeiterInnen sind willkommen. Wir bieten Erfahrungen und innovative Konzepte in den Bereichen: kultursensible Aufklärung, Arbeit mit Müttern und Beratung. Wir erwarten Zuverlässigkeit, Engagement und Einfühlungsvermögen. Praktika ab 4. Semester und mindestens für 2 Monate. Anfragen bitte schriftlich an migrationsfamilien@lsvd.de.



Renate H. Rampf (LSVD Bundesverband) ist Projektleitung und Pressesprecherin.

Mein Praktikum bei der Senatsverwaltung im Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen

Kerstin Hellwig

Im WS 2005/06 war ich in meinem Amtspraktikum bei der Senatsverwaltung im Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen. Die Fachtagung für Trans- und Intersexualität fiel genau in diese Zeit. Sie wurde von der Senatsverwaltung initiiert, um Fachkräfte im Sozial- und Gesundheitswesen, Sozialarbeiter, Pädagogen- und Psychologen für das Thema Transidentität und Intersexualität zu sensibilisieren und zu informieren.

Zu meinem Freundeskreis zählen überwiegend transgener Menschen. So lag mir das Gelingen der Tagung in Hinblick auf eine positive Veränderung für diese Menschen sehr am Herzen. Im Programm waren zwei Arbeitsgruppen geplant, die sich mit der Lage junger transsexueller Menschen beschäftigen haben. AG 1: „Sissies und Tomboys“ – junge Menschen in der (sexuellen) Identitätsentwicklung begleiten! und AG 6: Mädchenjungen und Jungenmädchen – kritische Geschlechterdifferenzierung in der Schule.

Während der Vorbereitung fiel mir auf, dass ich bei aller Nähe zu diesen Menschen nicht genau wusste, was diese im Einzelnen erlebt haben und wie überhaupt genau ihre Wünsche für eine geschlechtergerechte Schule sind. Ich beschloss daher, verschiedene junge Transgendermenschen zu befragen. Für die AG 6 plante ich speziell Interviews über die Schulzeit. Diese möchte ich in Auszügen hier vorstellen. Die Namen wurden geändert.

Erfahrungen junger Transgender-Menschen in der Schule Interviews

Ich habe junge transgender Menschen befragt, wie sie Schule erlebt haben und welche Veränderungen sie sich wünschen. Den Kontakt konnte ich auf der alljährlichen stattfindenden Transgendertagung im Sonntagsclub herstellen.

Es sind 6 junge Transgender:

Martin und Christoph* bezeichnen sich als Transmänner. Sie sind 17 und 21 Jahre alt.*

ANDREa, 25 Jahre und Kim*, 28 Jahre, in der weiblichen Zuschreibung geboren und aufgewachsen, sehen sich als „Transgender“ in Richtung Mann lebend.*

Sahra-Tobi sieht sich als Transgender lesbisch, sie-er ist 22 Jahre alt und möchte sich so lieben, wie sie-er ist.*

Anna, 27 Jahre, als Junge zugeordnet und aufgewachsen, ist eine transgender Frau. Sie sagt, sie lebt zwischen drin, aber auf der weiblichen Seite.*

Das Alter der Befragten liegt also zwischen 17 und 28 Jahren. Die beiden jüngsten, Martin und Christoph, haben sich schon in der Schulzeit geoutet. Anna ist inzwischen auch überall out. Alle, außer Martin, der noch einen Schulabschluss machen möchte, studieren heute.

Im Verlauf der Gespräche habe ich viel gelernt über verschiedene Lebenssituationen und -erfahrungen, die ich vorher so als Außenstehende nicht wahrnehmen konnte.

1. Wurde das Thema „Transsexualität/ Transgender“ in der Schule erwähnt?

Bei vier Befragten wurde das Thema nicht angesprochen. Eine erwähnt, dass im Biologieunterricht Intersexualität vorkam, ein anderer, dass Transvestiten und Transsexuelle verwechselt wurden.

Zitat Anne: *„Natürlich wurde das Thema bei mir an der Schule nicht angesprochen. Ich komme aus einem 30.000 Seelendorf. Da war auch schwul und lesbisch überhaupt kein Thema, trans natürlich erst dann schon mal gar nicht.“*

2. Wo hast du zum ersten Mal etwas über „Transsexualität“ gehört?

Der eine hat in einem Boulevardmagazin einen Bericht über eine Transfrau gelesen. Ein anderer hat einen Film über einen Transmann gesehen, der ihn länger als anderes beeindruckte.

Wieder ein anderer hat im Fernsehen Reportagen über Transfrauen gesehen. Einer hat beim Jugendnetzwerk Lambda Informationen bekommen, in dem er, wie er sagte: *„die Leute so mehr oder weniger ausquetschte, was das ist“.*

Sahra-Tobi hat höchstens mal ein Buch darüber gelesen und Anne hat erst davon gehört, als sie nach Berlin kam und dann zuerst im Rahmen von Intersexualität.

3. Wie ging es dir in der Schule und was hast du da erlebt?

Zunächst die in der Schule geouteten Transmänner:

Martin erzählte mir seine Geschichte:

Vor dem Coming-out hat er die Schule gewechselt, weil er dachte, ohne weibliche Vergangenheit an der Schule ginge es einfacher. Da war er in der 11. Klasse. Er ist dann ohne offizielle Namensänderung und bevor er männliche Hormone nahm, zu jedem Lehrer vor jeder ersten Schulstunde gegangen und hat ihm seinen neuen Namen gesagt. Diese haben den auch ohne größere Probleme in ihre Listen eingetragen.

Alles lief gut, bis er eine Weile krank war. Ein früherer Freund, der schwul war und Angst vor einem outing hatte, muss wohl Informationen an einen Lehrer weitergegeben haben. Die Lehrer fing an, hinter seinem Rücken über ihn zu reden. Der Geschlechterwechsel bei der Namensänderung wurde ihnen bewusst. Als Martin wieder zur Schule kam, lagen auf einmal wieder die alten Namenslisten mit seinem Mädchennamen auf dem Lehrertisch.

Für eine Befreiung vom Sportunterricht hatte er kein Attest bekommen, da er gesund war. Zum Jungensport durfte er aber nicht gehen und auch nicht in die Mädchenkabine. Er war in der Klasse als Junge bekannt. So gab es keine Teilnahme am Sport und ungewollte Fehlstunden. Er ist dann selbst von der Schule abgegangen, weil ihm der Exotenstatus zu anstrengend war. Martin sucht jetzt eine andere tolerantere Schulform.

Christophs Erleben gebe ich in Auszügen wörtlich wieder:

„Ja, da hat irgendwie jemand was ausgeplaudert und dann ging es auch in der Schule rum. Und das lief dann durch die ganzen Klassen und irgendwie wusste dann auf einmal jeder bescheid. Die Lehrer haben schon drüber gesprochen, immer zu zweit oder zu dritt und denn, ja zum Schluss kam denn dabei raus, der soll mal in die Klappe gehen, so. Die erste Oberschule, die ich besucht hab, die war voller Nazis und da ging gar nichts. Aber ich war nie so wirklich ein Mädchen und deshalb schmissen die anderen auch manchmal Stühle nach mir.“

Und dann bin ich weiter auf die nächste Schule. Da ging das Theater dann schon wieder von vorne los. Ich sollte nach Hause fahren, wenn ich auf Toilette wollte. Ich wohnte eine halbe Stunde entfernt.

Den Sportunterricht, den habe ich schon seit zwei Jahren, also seit der 8. Klasse geschwänzt. Ich hab ja nicht nur den Sport geschwänzt, sondern auch den anderen Unterricht. Ich hatte dann echt keine Lust mehr auf Schule. Mein Direktor wollte dann am Ende, dass ich bleibe, aber die Lehrer wollten nicht, weil so was gab, es bisher an der Schule nicht. Sie hatten wohl Angst, dass dann irgendwas kommt, was ihnen nicht passt; dass sie dann irgendwelche Sonderregelungen machen müssen. Ich glaub, das wollten sie nicht.“

Es folgen Auszüge von denen, die während ihrer Schulzeit nicht geoutet lebten.

ANDREA:

„Ja und mit Sport, das war ein Problem. Als ich in so einem Fitnessstudio war, hab ich meistens versucht, angekleidet da hinzukommen, weil ich mich ungern irgendwo raus-schmeißen lassen wollte und mich aber auch nicht ausziehen wollte unbedingt. Und in der Schule bin ich halt mit den Mädels mitgelatscht. Ja und hab halt versucht, mich möglichst schnell umzuziehen. Insgesamt ist es auf keinen Fall gut so, wie es ist, und ich würde auch meine Schulzeit im Nachhinein als schwierig beschreiben, also in Bezug darauf.“

Kim:

„In der Grundschule war es super akzeptiert, also ich hab immer alles mit den Jungs zusammen gemacht. Ich hab halt immer mit denen Fußball gespielt in den Pausen und auch im Sportunterricht, das wurde von den Lehrern und Lehrerinnen unterstützt. Aber dann im Gymnasium, da war so ne Mauer zwischen Jungen und Mädchen und die wurde dann nicht von mir durchbrochen. Die Lehrer, ich glaub, die haben mein Problem nicht so richtig mitgekriegt. Es war auch so eine sehr große Schule.“

Sahra-Tobi

hat die Geschlechtsrollenbilder in der Schule als sehr festgelegt erlebt:

„Also, ich stand schon immer daneben irgendwie. Und hab mich in einer gewissen Phase als außen stehend betrachtet. Aber ich hab das teilweise auch gewollt. Die Lehrer waren eher konservativ. Aber ich hatte ein lesbisches Lehrerinnenpaar, die waren auf jeden Fall offener, was Geschlechterrollen angeht. Die haben mir auch sehr geholfen. Aber mein Klassenlehrer, der hat mir schon ganz schön zugesetzt.“ Sahra-Tobi hat während der Pubertät Östrogene und Antiandrogene bekommen, weil nach Aussagen der Ärzte ihr-sein Hormonspiegel für eine Frau „zu viel“ Testosteron anzeigte. Jetzt will sie-er das nicht mehr und hat vor einem Jahr damit aufgehört. Die Ärzte sprachen von Normen und pathologischen Werten. „Ich sehe mich halt schon in dieser Reihe von Normierung und gleichzeitig, wie hast du zu sein, welchen Hormonwert hast du zu haben. Die Behaarung, die ich habe, wird als pathologisch betrachtet. Die ganze Pubertät über sagte man mir: „Rasier dich!“ Ja, Haare sind ein Thema, damit werden Geschlechter auch gemacht. Wo müssen Männer und Frauen Haare haben oder nicht. Ich möchte mich einfach so lieben, wie ich bin.“

Anne

weiß erst seit ihrer Berliner Studienzeit, dass sie trans ist. Sie ist jetzt überall out. Sie erzählt, selbst an der Uni hat sie noch nie jemanden getroffen, der mit dem Thema schon mal in Berührung kam. Sie sagt: „Die meisten Leute schauen mich an wie ein Auto, wenn ich sage, dass ich eine Transgenderfrau bin.“ Sie berichtet aber auch: „Bei Leuten, bei

denen ich mich richtig explizit oute und sage, ich bin eine Transfrau und lebe als Frau und bitte redet mich mit, „sie“ an, da klappt das dann meistens nach einer gewissen Zeit.“

Ich fragte sie, ob sie oft auf ihr Transsein angesprochen wird. Es ist ihr ganz lieb, dass sie nicht ständig von irgendwelchen Leuten, die sie nur vom Sehen kennt, darauf angesprochen wird. Sie sagt: „Vor allem in Mathe, meinem Studienfach, da ist es ziemlich „wurscht“, wie man rumläuft, weil es einfach ziemlich viele skurrile Mathematiker gibt und auch viele ungewöhnliche Profs. Natürlich falle ich auf, aber andere Leute fallen eigentlich genauso auf.“

Dann berichtete sie noch ein besonderes Erlebnis: „Ich hab da vor zwei Semestern einen Tanzkurs an der Uni gemacht. Das war ganz skurril. Da war ich mit einem Transmann da, dem man das auch ansieht. Die Leute in diesem Tanzkurs, die konnten es gar nicht fassen. Manche hatten echt den Eindruck, wir kommen von einem anderen Stern.“

4. Welche Wünsche hast du für die Zukunft für dich und für andere junge Transgender in der Schule?

Martin

wünscht sich, dass die Lehrer die Aufklärungsangebote (von außerschulischen Aufklärungsprojekten wie dem Jugendnetzwerk Lambda) wahrnehmen würden. Es war und ist ihm wichtig, mit dem richtigen Pronomen angesprochen zu werden. Ansonsten wäre er gerne in Ruhe gelassen worden. Er findet den Weg schwierig, so lange im Alltagstest ohne Hormone und Namensänderung zu leben.

Christoph:

„Erst mal irgendwohin ziehen, wo die das verstehen. Und eine Namensänderung, damit es dann für alle amtlich wird.“

Kim:

„Ja, ich wünsche mir vielleicht mal 'ne kritische Reflektion im Unterricht über Geschlechterrollen und so was, in der Richtung. Und wenn sich Lehrer nicht richtig auskennen, find ich, sollen sie es dann lieber ganz lassen. Ich fände es am schönsten, wenn Geschlecht gar nicht mehr so 'ne Rolle spielt, wenn es so was wäre, wie die Haarfarbe oder 'ne Frisur.“

ANDREa:

Im Grunde ist das wie das gesamtgesellschaftliche Problem. Es wäre halt schön, wenn die binären Strukturen insgesamt etwas mehr aufgelockert werden und wenn sich insgesamt mehr Offenheit zeigen würde gegenüber anderen Formen, sein Geschlecht zu leben. Davon würde ich mir dann auch in der Schule was versprechen.

Sahra-Tobi:

„Da müsste sich gerade in der Schule viel ändern, finde ich, dass überhaupt Geschlechterrollen thematisiert werden. Damit müssten sich Lehrende auch auseinander setzen.“

Und ich wünsche mir, dass Freiräume entstehen für Mädchen und Jungen, aber auch für Leute, die sich da nicht in diese Kategorien stecken lassen, können oder wollen.

Ich arbeite ja beim Aufklärungsprojekt von Lambda mit. Da machen wir sexualpädagogische Aufklärung in Schulen und da gehen wir auch als Transgenderpersonen hin und als Lesben und Schwule. Da merke ich oft, dass die Schülerinnen und Schüler total offen sind und was wissen wollen und Fragen haben und es interessant finden.“

Anne:

„Es wäre schön, wenn man einfach sagen könnte ‚ich bin eine Transfrau oder Transgender‘ und alle wüssten, was damit gemeint ist. Wichtig wäre auch gewesen, wenn ich schon gewusst hätte, wohin ich mich wenden sollte, als mir das dann selber klar geworden ist.“

Eine gewisse Aufklärung ist auch in der Schule schon total wichtig. Wenn gesagt wird, es gibt auch Möglichkeiten, nicht nur als Mann oder Frau zu leben. Und es gibt auch in der Praxis Leute, die das tun. Ich persönlich wäre ja auch für ein Unterrichtsfach Genderstudies in der Schule.

Zum Thema „Intersexualität“ weiß eigentlich auch niemand was, auch nicht an der Uni. Das finde ich eigentlich noch viel gravierender. Meine Utopie ist die Abschaffung des Geschlechtseintrages in der Geburtsurkunde.“

Die Zuhörer/innen waren begeistert, hat doch allen gut gefallen, dass auf diese Art die Wünsche der jungen Leute ganz direkt auf der Tagung hörbar gemacht wurden.

Kerstin Hellwig ist Studentin der Sozialarbeit/-pädagogik an der ASFH (7. Semester). Sie hat ihr Praktikum in der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend, Sport im Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen absolviert.

ABqueer e.V.

Homos in Neukölln?

ABqueer e.V. ist ein neu gegründeter Berliner Trägerverein für Aufklärung und Beratung zu lesbischen, schwulen, bisexuellen und transgender (kurz: lsbt) Lebensweisen vor allem Jugendlicher und junger Erwachsener bis 27 Jahren.

Wir versuchen durch unsere Arbeit der Diskriminierung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgendern entgegen zu wirken und die Lebenssituation von lsbt Jugendlichen zu verbessern.

Homos in der Schule?

„Homos? Gibt’s in meiner Klasse nicht!“, so provoziert das Aufklärungsprojekt von ABqueer e.V. auf seinem Flyer. Ja, es stimmt – viele Jugendliche haben noch nie bewusst Homosexuelle wahrgenommen oder kennen *die* Lesbe aus „Vera am Mittag“ und *den* Schwulen nur aus der „Lindenstraße“.

Seit 1990 arbeiten junge Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender bis 27 Jahre ehrenamtlich im Aufklärungsprojekt. Sie gehen in Schulen und setzen sich mit den SchülerInnen über ihre Erfahrungen und persönlichen Geschichten zum Thema Homosexualität auseinander. Ziel dabei ist eine größere Akzeptanz untereinander, die nicht nur homosexuellen Jugendlichen, sondern ebenso ihren heterosexuellen MitschülerInnen zu Gute kommen soll.

Fragen @ Homos?

Auch das Beratungsprojekt In&Out arbeitet nach dem Peer-Ansatz, d.h. Jugendliche beraten Jugendliche. Professionell angeleitet stellt sich das In&Out-Team den Fragen junger Lesben, Schwuler und Bisexueller. Gefragt werden darf all das, was unter den Nägeln brennt: Coming-out, Liebeskummer, (Safer) Sex... In&Out bietet dreimal die Woche zu festen Zeiten telefonische und persönliche Beratung an und ist jederzeit per E-Mail oder Brief erreichbar.

Transen?

Inbetween bietet Jugendlichen bis 27 Jahren die Möglichkeit, sich persönlich, telefonisch oder per E-Mail zum Thema Transgender und Transsexualität informieren oder beraten zu lassen. Über dieses Angebot hinaus können auch PädagogInnen und andere MultiplikatorInnen Informationen und Unterstützung bekommen.

In unregelmäßigen Abständen werden diverse Veranstaltungen wie Filmabende, Diskussionsrunden oder Lesungen, die allen Interessierten offen stehen, organisiert.

Homos für LehrerInnen?

Das MultiplikatorInnenprojekt teach:out, das sich den LehrerInnen und anderen PädagogInnen widmet, bietet Fortbildungsseminare und individuelle pädagogische Beratung zu lsbt Lebensweisen an. Hier können LehrerInnen, pädagogische Fachkräfte und ehrenamtlich engagierte Personen mehr zu den Themen Homosexualität und Transgender erfahren und Unterstützung bei der Konzipierung von Lerneinheiten zu diesen Themen erhalten.

Homos in Gruppen?

In Kooperation mit dem jugendnetzwerk::lambda::berlin-brandenburg bietet ABqueer e.V. ca. zweimal im Jahr Coming-out-Gruppen für junge Lesben und Schwule an.

Wir suchen jederzeit Menschen, die Lust haben, sich ehrenamtlich in einem unserer Projekte zu engagieren oder selbst ein neues Projekt zu gründen. Neben der Projektarbeit gibt es viele Möglichkeiten, sich für ABqueer e.V. zu engagieren, wie etwa in der AG Werbung und Öffentlichkeitsarbeit.

Als freier Träger bieten wir auch Praktikumsplätze an. Schickt einfach eine kurze Bewerbung an unsere Büroadresse.

Die Vereinsräume von **ABqueer e.V.** sind in der **Sanderstraße 15, 12047 Berlin** zu finden. **Telefonisch sind wir werktags von 10.00 – 18.00 Uhr (freitags von 10.00 – 12.00 Uhr) unter der Telefonnummer 030-92 25 07 44 bzw. der Faxnummer 030-92 25 07 45 zu erreichen.** Unsere E-Mail-Anschrift lautet **info@abqueer.de**. Weitere Informationen erhalten Sie unter der URL **www.abqueer.de**.

Transgender-Netzwerk Berlin

Das Transgender-Netzwerk Berlin (TGNB) wurde 2001 mit dem Ziel gegründet, eine Vernetzung der verschiedenen Transgender-Gruppen (und später auch von Intersex-Gruppen) zu schaffen.

Heute präsentiert sich das TGNB mit 21 verschiedenen Transgender- und Intersex-Gruppen als größtes TG/IS-Netzwerk in Deutschland. Die aus den Bereichen Aufklärung, Beratung, Selbsthilfe, Soziales, Politik, Religion, Migration, Wissenschaft, Kunst, Show und Freizeitgestaltung stammenden Gruppen des Netzwerks haben unterschiedliche Arbeitsansätze und vertreten ein sehr weites Spektrum an Identitäten aus den Transgender- und Intersex-Bewegungen. Die politische Arbeit des TGNB wird mittels VertreterInnen der einzelnen Gruppierungen in einem Plenum koordiniert, welches sich einmal monatlich – zur Zeit jeden 2. Montag um 19.30 – im Sonntags-Club e.V. trifft.

Im Mittelpunkt des Wirkens des TGNB steht ein Engagement für die individuellen und gesellschaftlichen Belange von Transgendern und Intersexen. Damit verbunden ist der Abbau von Vorurteilen und von Diskriminierung, Pathologisierung und Exotisierung dieser Menschen sowie eine grundsätzliche Infragestellung der Zwei-Geschlechter-Ordnung. Zur besseren Durchsetzung dieser Ziele und einer effektiven Öffentlichkeitsarbeit bestehen innerhalb des TGNB verschiedene Arbeitskreise zu den Schwerpunkten

„Antidiskriminierung“, „Beratung und Fortbildung“ sowie „Öffentlichkeit“. Neben der Aufnahme von Kontakten zu WissenschaftlerInnen und PolitikerInnen, um die gesellschaftliche und gesetzliche Situation zu verändern, standen Beratung und Fortbildung von Institutionen, Gruppen und MultiplikatorInnen sowie das Verfassen von Stellungnahmen und Pressemitteilungen im Mittelpunkt der Arbeit der Arbeitskreise.

Im Jahr 2004 wurde zusätzlich ein Wissenschaftlicher Beirat gegründet, der die politischen Ziele des Netzwerks unterstützt und eine eigene Online-Zeitschrift („Liminalis“) herausgibt. Dieser Beirat ist ein Zusammenschluss von WissenschaftlerInnen, welche ein Forschungsansatz verbindet, der denjenigen Anliegen der Transgender- und Intersexbewegungen gerecht zu werden sucht, die sich gegen Fremdbestimmung und Bevormundung durch Wissenschaft richten. Zentral ist dabei eine nicht-pathologisierende und nicht-exotisierende Forschung von, mit und für Transgender und Zwitter. Die Einrichtung des Wissenschaftlichen Beirates führte zu einer weiteren Qualifizierung und Anerkennung der Arbeit des TGNB über die Grenzen Berlins hinaus.

Info:

Nähere Informationen erhalten Sie unter der E-Mail-Anschrift info@tgnb.de und der URL www.tgnb.de.

think pink – go drag – come queer

Die AG gender-killer stellt sich vor

Wir sind eine Gruppe von Menschen aus unterschiedlichen politischen Zusammenhängen, die 2001 begonnen haben, das Projekt GENDER-KILLER zu organisieren. Wir machen Aktionen und Veranstaltungen zu den Themen Geschlechterverhältnisse, Antisexismus und Patriarchat, sowie T-Shirts, Flyer und eine Homepage, auf der Texte, Aktionsideen, Film- und Buchtipps, Links und Anlaufstellen zum Thema Antisexismus abrufbar sind.

Im vergangenen Jahr haben wir u.a. einen Kongress organisiert bei dem die Verschränkung von „Antisemitismus und Geschlecht“ thematisiert wurde und nun erschien im Oktober unser gleichnamiges Buch im Unrast-Verlag. Neben eigenen Projekten engagieren wir uns auch im Transgender Netzwerk Berlin (siehe Beitrag oben) und dem Antisexismusbündnis.Berlin (www.antisexismus.tk).

Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit sind Produkte eines gesellschaftlichen Prozesses, in dem die meisten

von uns sich entweder als Frau oder als Mann begreifen, sich den gesellschaftlichen Ansprüchen an die jeweilige Geschlechterrolle gemäß verhalten und sich selbst als eines der zwei Geschlechter empfinden. Transgender, Intersexen und andere nicht konforme Identitäten haben in dieser Gesellschaft wenn überhaupt, dann nur als „krankhafte“ Abweichung von der Norm Platz, als exotische Unterhaltung oder medizinische Sonderbarkeit. Als „Abnormität“ abgetan haben sie jedoch auch die Funktion, die „Ausnahme von der Regel“ zu sein und damit rückwirkend die Norm, also die heterosexuelle Welt, zu bestätigen und wieder in Ordnung zu bringen. Obwohl das soziale Geschlecht (gender) sowie dessen Projektion auf den Körper (sex) gesellschaftliche Konstrukte sind, sehen wir unsere Aufgabe nicht nur darin, diese als Basis des Patriarchats zu analysieren. Vielmehr muss es damit darum gehen, die strukturellen Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse anzugreifen und abzuschaffen. Auf

der Grundlage des Zwei-Geschlechtermodells kann Arbeit in Produktions- und Reproduktionstätigkeit aufgeteilt werden und Männer können psychische und physische Gewalt gegen Frauen ausüben. Die soziale Macht ist somit zugunsten des männlichen Geschlechts verteilt. Diese hierarchische Beziehung zwischen den Geschlechtern ist jedoch nicht ausschließlich eine aufgezwungene oder von den anderen an eine/einen selbst herangetragene, sondern wird auch von jeder/jedem selbst immer wieder neu reproduziert und durchaus als authentisch erlebt. Es geht uns vor

allem darum, den politischen Gehalt und die Funktion der Geschlechtsidentitäten innerhalb gesellschaftlicher Strukturen zu entlarven, zu destabilisieren, ihre scheinbare „Natürlichkeit“ in Frage zu stellen und sie in Verschränkung mit anderen Kategorien wie class und race zu analysieren.

Info:

Nähere Informationen erhalten Sie unter der URL: www.gender-killer.de.

Stoppt die Genitalverstümmelung an Intersexuellen

Medizinkritische Aktion zum 5. Berliner Symposium für Kinder- und Jugendgynäkologie im April 2005

Vom 21. – 23. April 2005 trafen sich in Berlin MedizinerInnen im Russischen Haus der Wissenschaft und Kultur zum 5. Berliner Symposium für Kinder- und Jugendgynäkologie um sich, neben anderen Themen, wieder einmal über die medizinischen Behandlungspraktiken an Intersexuellen auszutauschen.

Obwohl die Behandlungspraxis bei Intersexualität vielfach kritisiert wird, hat sich noch keine der maßgeblichen deutschen medizinischen Fachgesellschaften von den bisherigen Behandlungsleitlinien distanziert. Dabei werden die Genitaloperationen an Kleinkindern mittlerweile auch in den Fachzeitschriften hinsichtlich ihrer Ergebnisse kritisch betrachtet.

Auf die häufig traumatisierenden Folgen für die Betroffenen ist mehrfach hingewiesen worden. In erster Linie beschneiden Genitaloperationen und Hormonbehandlungen die Entwicklungsmöglichkeiten intersexueller Menschen.

Warum sind keine VertreterInnen von Intersex-Initiativen dabei? Wieso sieht die medizinisch-psychologische Fachwelt Intersexuelle immer noch ausschließlich als behandlungsbedürftige PatientInnen an?

Viele Intersexuelle lehnen diese Eingriffe an Kleinkindern ab, da sie selbst diese als Traumatisierung und als Verletzung ihres Rechts auf körperliche Unversehrtheit erlebt haben. Doch diese Erfahrungswerte der heutigen Erwachsenen, die ExpertInnen in eigener Sache sind, finden beim Symposium für Kinder- und Jugendgynäkologie nur wenig Gehör.

So ging es denn auf der Tagung vornehmlich um „Ursachenforschung“, „Diagnostik“ und die Methoden der medizinischen Anpassung geschlechtlich „uneindeutiger“ Kinder an die herrschende Norm. Stimmen von Betroffenen und kritischen WissenschaftlerInnen blieben außen vor.

Die Veranstalter hatten es abgelehnt, einen im Vorfeld beantragten Informationsstand des Wissenschaftlichen Beirates des „Transgender Netzwerkes Berlin“ auf der Tagung zuzulassen. Damit wird versucht, eine kritische wissenschaftliche Diskussion sowie die notwendige Auseinandersetzung mit den sozialen Folgen solcher Symposien zu verhindern.

Um die gewünschte Ruhe dennoch zu brechen, versammelten sich am letzten Kongresstag etwa 40 AktivistInnen vor dem Veranstaltungsort, um mit Flugblättern und Transparenten gegen die medizinischen Eingriffe und eine Denkwaise, in der mehr als zwei Geschlechter nicht vorkommen, zu protestieren. Die medizinkritische Aktion war initiiert von der Arbeitsgruppe Transintergendersex, unterstützt durch den wissenschaftlichen Beirat des Transgendernetzwerkes Berlin, sowie der Projektgruppe 1-0-1 (one 'o one) intersex und der a.g.gender-killer.

Die Sichtweise auf Intersexualität von Seiten der Behandelnden folgt einer fatalen Logik: Eine intolerante Gesellschaft wird als Begründung angeführt, warum Intersexuelle im Kleinkindalter medizinisch der zweigeschlechtlichen Norm angepaßt werden müssen – so dass sie weiterhin unsichtbar bleiben und möglichst niemand diese Norm in Frage stellt.

Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde in Bezug auf Homosexualität ähnlich argumentiert: Die Gesellschaft biete keine Akzeptanz, daher könne nur Anpassung und „Therapie“ das „Leiden“ der Betroffenen mindern – eine Haltung, die im Rückblick sehr altmodisch klingt.

Eine konsequente und öffentliche Entpathologisierung von Intersexualität gerade seitens der Medizin könnte Eltern

Unterstützung für die Akzeptanz und Stärkung ihrer Kinder bieten und die gesellschaftliche Toleranz vorantreiben. Die gesellschaftliche Aufgabe, mit Intersexualität umzugehen, kann nicht medizinisch „gelöst“ werden. Vielmehr ist es auf gesellschaftlicher Ebene endlich an der Zeit, auf der Basis der Erfahrungen intersexueller Menschen gemeinsam neue Perspektiven für Lebensmöglichkeiten jenseits der Zweigeschlechternormen zu entwickeln und geschlechtliche Vielfalt als eine Bereicherung zu begreifen!

Info:

Nähere Informationen über die Arbeitsgruppe TransInterGenderSex (TIGS) erhalten Sie unter der E-Mail-Anschrift transintergendersex@yahoogroups.de.

MUTVILLA

LesBiSchwulQueer an der HUB

Wer oder was wir (so ungefähr) sind...

mutvilla gibt es schon seit 1992 in wechselnder Besetzung. Wir verstehen uns als eine offene und autonome LesBiSchwulQueere Hochschulgruppe der Humboldt-Universität. Willkommen ist jede/r, der/die sich nicht in die heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit unserer Gesellschaft einordnen kann und will. So ergibt sich jedes Jahr eine aus alten und neuen Mutvilligen bunt zusammengewürfelte Gruppe, die wir auch deshalb so lieben, weil wir oft grundsätzlich verschiedener Meinung sind, über die wir uns so herrlich gut streiten können. mutvilla ist also immer das, was wir daraus machen. Wir treffen uns, um uns an unserer Verschiedenheit zu freuen, um uns auszutauschen und zu diskutieren, um Spaß zu haben und gegen das anzugehen, was uns stört.

...Hochschulpolitik...

1993 wurde die „Liste mutvilla“ ins Leben gerufen, die seitdem ohne Unterbrechung als schwul-lesbische Interessenvertretung im Studierendenparlament der Humboldt-Uni aktiv ist. Seit dem WS 99/00 existieren wir als Doppelliste „mutvilla-genderstudies“, um nunmehr LesBiSchwulQueereTranssexuelleTransidentischeIntersexuelleAsexuelle-Transgender-Interessen zu vertreten. Inhaltlich geht es uns unter anderem darum, geltende Herrschafts- und Geschlechterverhältnisse und -strukturen zu hinterfragen und anzuprangern, sowie Marginalisierte sichtbar zu machen und uns mit ihnen solidarisch zu erklären. Hierbei geht es nicht nur um das Recht auf Integration,

sondern auch um den Willen zur Emanzipation. Auch die Forderung nach einem Studiengebührenfreien, kritische Wissenschaft ermöglichenden und offenen Studium bei Erhalt und Stärkung der studentischen Selbstverwaltung gehört zu unserer linksorientierten, feministischen Politik.

Wo und wie ihr Kontakt zu uns aufnehmen könnt und zu weiteren Infos kommt...

- mutvilla veranstaltet jeden Dienstag im Semester ab 16:00 Uhr das LesBiSchwulQueere Café im SBZ Krähenfuß im Ostflügel des Hauptgebäudes der Humboldt-Uni. Gegen 18:00 Uhr finden im wöchentlichen Wechsel entweder Plena (in denen alles, was aktuell gerade so anliegt besprochen und diskutiert wird) oder verschiedene Veranstaltungen (z.B. Filmvorführungen, Lesungen, Workshops) statt.
- Jedes Semester finden zudem ein für alle Interessierten offenes und immer sehr leckeres Semesteranfangsfrühstück sowie eine berühmt-berühmte Semesteranfangs- und eine nicht weniger berühmte Semesterabschlussparty statt.
- Aktuelle Informationen über unsere Veranstaltungen und Partys findet ihr am **mutvilla-Brett**, gegenüber von **Raum 1033 im Hauptgebäude**.
- Sonstige Updates und Kontaktinfo unter www.mutvilla.de oder über mutvilla@mutvilla.de.

Queer im World Wide Web

Allgemeine Websites

<http://www.wien.gv.at/queerwien/>
<http://www.queer.fm/index.php>
<http://www.queer-dgb.de/>
<http://www.queer-di.ch/>
<http://de.wikipedia.org/wiki/Queer>
<http://www.queer-gefilmt.de/>
<http://www.frauensache.at/lesben.html>
<http://www.berlinonbike.de/Touren/gay.htm>
<http://www.colordance.de/links.php>
<http://www.seidu.de/blog/>
<http://www.comingouthelp.de/welcome/>
<http://www.gedenkort.de/links-b.htm>
<http://www.raatzfatz.de/rainbow/regenbogen.htm>

Überregionale Initiativen, Projekte, Vereine

www.eurogay.net
www.homosexualitaet.de
www.lesben-beratung.de
www.lesbenberatung.de
www.lesbenring.de
www.lsvd.de - *Lesben- und Schwulenverband Deutschland*
www.stop-discrimination.info
www.terre-des-femmes.de
www.woman.de - *Frauenseiten im Internet*

Portale

www.butch-femme.de
www.bvkm.de - *Mittendrin-Lebenswelten behinderter Mädchen und junger Frauen*
www.chat4lesbians.de
www.dgti.org - *Deut. Gesellsch. Transidentität Intersexualität*
www.fibb.de - *das Fraueninternetbranchenbuch*
www.her2her.ch
www.her4her.net - *community für LesGayTrans*
www.konnys-lesbenseiten.de

www.lesarion.de - *community für Lesben*
www.lesbeninfo.de
www.lesbenkunst.de
www.lesbenstern.de
www.lesbian-chat.de
www.rosawebworld.de
www.transfamily.de - *Transgender und Angehörige*
www.transgender-net.de
www.villa-regenbogen2000.de
www.wolfsmutter.com - *Abenteuer Feminismus*
www.younglesbianshome.de

Zeitungen, Zeitschriften, Magazine

www.die-andere-welt.de
www.emma.de
www.l-mag.de - *buntes Lesbenmagazin*
www.lescriba.de - *lesbisches Literaturmagazin*
www.lespage.de
www.lespress.de
www.rikmagazin.de
www.queer.de
www.siegessaeule.de

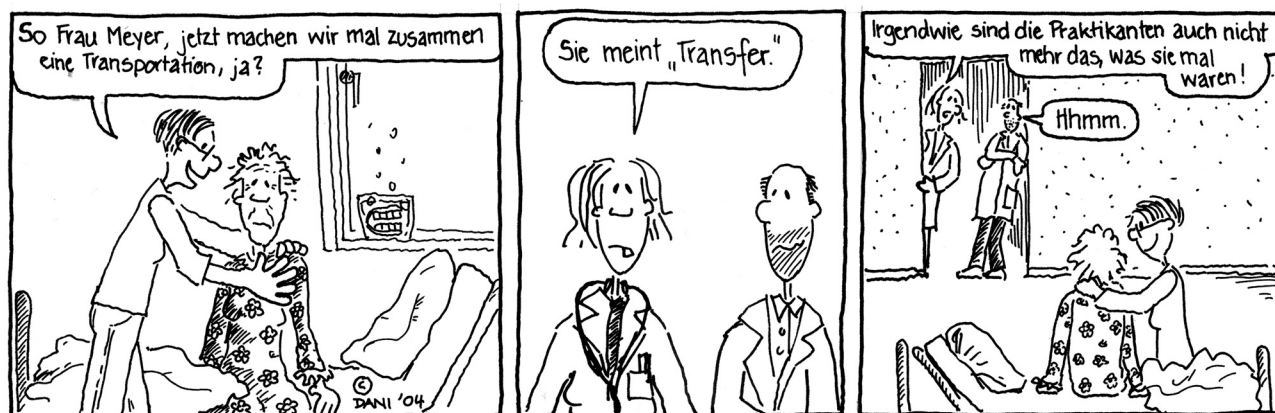
Bücher, Literatur

www.elles.de - *lesbische Bücher und Geschichten*
www.frauenliteratur.de
www.spinnboden.de

Filme

www.filmtage-karlsruhe.de
www.freiburger-lesbenfilmtage.de
www.s-hip.de - *starfrucht - die lesbisch-feministische Gummizelle in Sachen Film*
www.wuerzburg.gay-web.de - *Filmarchiv mit lesbisch/schwulem Inhalt und ausführliche Beschreibungen*

Zusammengestellt von Leah Carola Czollek



BOOKLOOK zum Thema queer

Beger, Nico/ Hark, Sabine/ Engel, Anke/ Genschel, Corinna/
Schäfer, Eva (Hrsg.)

Queering Demokratie

Sexuelle Politiken

2000, Querverlag, ISBN: 3-89656-057-3

Brauckmann, Jannik

Die Wirklichkeit transsexueller Männer

Mannwerden und heterosexuelle Partnerschaften von Frau-
zu-Mann-Transsexuellen

2002, Psychosozial-Verlag, ISBN: 3-89806-135-3

Butler, Judith

Das Unbehagen der Geschlechter

Gender Studies

1991, Suhrkamp, ISBN: 3-518-11722-X

Fröhling, Ulla

Leben zwischen den Geschlechtern

Intersexualität – Erfahrungen in einem Tabubereich

2003, Links, Ch., ISBN: 3-86153-290-5

Giannetti, Silvia

Transsexualität und Identität

Wenn der Körper das Ich behindert

2004, Edition Soziothek, ISBN: 3-03796-066-3

Hark, Sabine (Hrsg.)

Grenzen lesbischer Identitäten

Aufsätze

1996, Querverlag, ISBN: 3-89656-012-3

Hark, Sabine

Dissidente Partizipation

Eine Diskursgeschichte des Feminismus

2005, Suhrkamp, ISBN: 3-518-29353-2

Haschemi Yekani, Elahe (Hrsg.)

Queer duch die Geisteswissenschaften

Perspektiven der Queer Theory

2005, Querverlag, ISBN: 3-89656-118-9

Herrn, Rainer

Schnittmuster des Geschlechts

Transvestitismus und Transsexualität in der frühen
Sexualwissenschaft

2005, Psychosozial-Verlag, ISBN: 3-89806-463-8

Jagose, Annamarie

Queer Theory

Eine Einführung

2001, Querverlag, ISBN: 3-89656-062-X

Krass, Andreas (Hrsg.)

Queer Denken. Queer Studies

Gegen die Ordnung der Sexualität

2003, Suhrkamp, ISBN: 3-518-12248-7

Kromminga, Ins A./ Lüth, Nanna/ Scheper de Aguirre,
Karen/ Klöppel, Ulrike/ Rossi, Rett u.a.

1-0-1 intersex

Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsver-
letzung

2005, NGBK Berlin, ISBN: 3-926796-95-2

Perko, Gudrun/ Czollek, Leah C. (Hrsg.)

Lust am Denken

Queeres jenseits kultureller Verortungen

2004, Papyrossa, ISBN: 3-89438-294-5

Perko, Gudrun

Queer-Theorien

Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queer-
ren Denkens

2005, Papyrossa, ISBN: 3-89438-336-4

polymorph (Hrsg.)

(K)ein Geschlecht oder viele

Transgender in politischer Perspektive

2002, Querverlag, ISBN: 3-89656-084-0

Rauchfleisch, Udo

Schwule, Lesben, Bisexuelle

Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten

2001, Vandenhoeck & Ruprecht, ISBN: 3-525-01425-2

Schröter, Susanne

FeMale

Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern

2002, Fischer, ISBN: 3-596-15716-1

Tietz, Lüder/ Timmermanns, Stefan/ Tuider, Elisabeth

Homosexualität verstehen

Kritische Konzepte für die psychologische und pädagogi-
sche Praxis

2004, Männerschwarmskript, ISBN: 3-935596-59-6

Zusammengestellt von Mathilde Haubricht

1 Birgit Sawatzki
Que(e)r zur Familie.
Lebensentwürfe lesbischer Mütter
 Tectum Verlag, Marburg 2004
 ISBN 3-8288-8691-4

Wird unser Kind diskriminiert werden? Möchte ich oder meine Partnerin die biologische Mutter unseres gemeinsamen Kindes werden? Auf welchem Wege will ich als Lesbe schwanger werden? Soll der Samenspender anonym bleiben oder die Vaterrolle einnehmen und welche rechtlichen Hindernisse sind bei unserer Familiengründung zu erwarten? Diesen und vielen weiteren Fragen und Problemen geht Birgit Sawatzki in ihrem Buch über die lesbische Familienplanung nach.

Die Autorin beschäftigt sich in ihrer Studie mit den Lebensentwürfen lesbischer Mütter und Co-Mütter, die sich über Insemination ihren Kinderwunsch erfüllt haben. Sie hat sieben Frauen interviewt, die zurzeit schwanger sind oder bereits ein oder mehrere Kinder durch Insemination bekommen haben. Das Spektrum der Themenkomplexe beinhaltet unter vielen lebenspraktischen, gesellschaftlichen und rechtlichen Fragen auch Informationen zur Art und

2 Maria do Mar Castro Varela/ Nikita Dhawan
Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung
 Transcript Verlag, Bielefeld 2005
 ISBN 3-89942-337-2

Postkoloniale Studien, die sowohl den Prozess der Kolonialisierung als auch den Prozess der Dekolonialisierung und Rekolonialisierung untersuchen und militärische Besetzung bzw. Ausplünderung geografischer Territorien sowie die Produktion epistemischer Gewalt zum Gegenstand haben, existieren seit fast 30 Jahren. Nicht nur in Bezug auf diese Zeitspanne enthält das sehr empfehlenswerte Buch von Maria do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan eine Fülle von Informationen, Ausführungen und Erhellungen, die von einer konstruktiven und sachlichen Auseinandersetzung mit der Thematik zeugen und diese ermöglichen. Die Autorinnen holen mit ihrer Publikation nach, was im deutschsprachigen Raum längst überfällig war und tragen so bei, die Rezeption dieses komplexen, interdisziplinären Forschungsfelds voranzutreiben, indem sie es mit einer klaren und verständlichen Sprache auch jenen zugänglich machen, die sich nicht im Intern-Diskus befinden.

Postkoloniale Theorien haben Castro Varela und Dhawan zufolge viele Erfolge vorzuweisen, sind aber gleichzeitig mit Kritiken konfrontiert. Zu ihren Verdiensten zählen u.a. die konstruktive Kritik klassisch-kultureller Betrachtungsweisen, die Anregung politischer und wissenschaftlicher Diskussionen über Dekolonialisierungsprozesse, Widerstandskämpfe, internationale Arbeitsteilung, Globalisierung,

Weise der Insemination. Die Autorin stellt die Diskussionen zu Problemen des Rollenverständnisses der lesbischen Elternpaare und die Reflektion der Reaktionen der Umwelt anschaulich dar. Für die Zukunft sieht sie die Notwendigkeit eines Beratungsangebotes für lesbische Familien. Die Voraussetzung dafür muss eine Sensibilisierung der MitarbeiterInnen in der sozialen Arbeit sein.

Das Buch ist 2004 erschienen. Inzwischen wurden die rechtlichen Rahmenbedingungen geändert. Seit Januar 2005 ist die Stiefkindadoption für gleichgeschlechtliche Elternpaare möglich; eine soziale Mutter kann somit die Kinder ihrer Partnerin adoptieren, wenn der biologische Vater sämtliche Rechte an den Kindern aufgibt oder der Vater unbekannt ist. Das Buch von Birgit Sawatzki bleibt aufgrund der Komplexität des Themas aktuell. Auf spannende und höchst informative Weise gelingt es der Autorin den LeserInnen den Zugang zu einem bereits vielfach existierenden Familienmodell zu erschließen, dem trotz einer wieder erwachenden Beschwörung familiärer Werte gesellschaftspolitisch häufig auf diskriminierende Weise entgegengetreten wird.

Ursula Künning

Migration und Exil sowie Bündnispolitik. Kritische Stimmen hingegen greifen auf, u.a. dass postkoloniale Theorie lediglich auf konzeptuelle und kulturelle Bedürfnisse des globalen Kapitalismus und Begehren westlicher Akademien reagiere oder dass häufig die Geschlechterfrage ausgeblendet würde und koloniale, präkoloniale sowie postkoloniale Heteronormativität sowohl in den Kolonien als auch den Metropolen ignoriert würde, und sie weisen ferner auf die Gefahr hin, die Idee Postkolonialität unter Verlust ihrer Wirkungskraft als analytisches Konstrukt beliebig einsetzbar zu machen. Das Spannungsfeld, in dem sich postkoloniale Theorien befinden, greifen die Autorinnen in ihrem Buch sehr anschaulich auf und werden damit ihrer Ankündigung, eine kritische Einführung vorzulegen, mehr als gerecht: das Buch ist kein bloßes Befeiern vorhandener Theorien, vielmehr ermöglicht es Lesenden, sich vertiefend mit unterschiedlichen Perspektiven zu diesen Theorien auseinanderzusetzen. In diesem Sinne wird auch der Widerspruch zwischen der Zielsetzung postkolonialer Theorien (z.B. die Re-Positionierung europäischer Erkenntnisssysteme, das Transparentmachen der Geschichte imperialer Interventionen und deren Folgen für die kolonialen *Anderen*) und der Tatsache, dass dafür westlich-akademische Theorien herangezogen werden, nicht einfach ignoriert oder aufgehoben. Denn, so die Autorinnen, „(...) ein Zurück zu einem ‚präkolonialen Paradies‘ – welches ohnehin nie existent war – kann es nicht geben“.

Das nun vorliegende Buch trägt seinen Titel ferner zu Recht, als es eine sprachlich angenehme und inhaltlich höchst interessante Einführung bietet. So erfahren Lesende,

was unter Kolonialismus, Imperialismus und Postkolonialismus verstanden wird, was postkoloniale Theorien überhaupt sind, womit sie sich auseinandersetzen, welche (Haupt)Richtungen es gibt, oder welche Vorläufer sie haben. Ihnen wird darüber hinaus eine brillante Einführung zu Edward Said, Gayatri Chakravorty Spivak und Homi K. Bhabha geboten, in der Konzepte wie „Orientalismus“, „ubalterne“ oder „Hybridität“ kritisch beleuchtet und insgesamt die Essentials dieser Theorien miteinander konfrontiert werden. Hierbei wird auch klar, welchen Stellenwert diese Konzepte in postkolonialen Studien einnehmen. Wenngleich die Autorinnen, wie sie selbst schreiben, eine Bandbreite von Meinungen, Positionen und Perspektiven auf postkoloniale Theorien vermitteln, verhehlen sie ihre eigene Position nicht. So etwa, wenn sie schreiben: „Postkoloniale Theorie als kritische Intervention muss (...), anstatt sich dem Mainstream via Mimikry anzubiedern, widerständige Methoden, Darstellungsformen und Kommu-

nikationsstile hervorbringen.“ Als Möglichkeit zur kritischen Intervention darf ihnen zufolge postkoloniale Theorie weder überschätzt noch als irrelevant abgetan werden. In diesem Sinne beurteilen sie auch interne Kritiken als konstruktiv. Doch gilt es über (konstruktive) Kritiken hinaus, die Beteiligung möglichst vieler an den Debatten zu schüren, damit postkoloniale Theorien nicht nur in kleinen auserwählten Zirkeln diskutiert werden oder überhaupt in Vergessenheit geraten.

Gegen die Gefahr des Vergessens schreiben die Autorinnen sehr engagiert an und lassen mit ihrem Buch keinen Zweifel an der Richtigkeit dessen Beurteilung von Anil Bhatti aufkommen, der zu Recht formuliert: „(...) der erfreulich kritische Ansatz des Buches dürfte zur produktiven Erweiterung dieser Theorien, besonders bei der neuesten deutschsprachigen Rezeption, beitragen.“

Gudrun Perko

3 Valeska Lübbe **CyberGender. Geschlecht und Körper im Internet**

Ulrike Helmer Verlag, Bonn 2004
ISBN 3-89741-175-X

Die Autorin geht der Frage nach, ob die neuen internetbasierten Kommunikationstechnologien zur einer „Dekonstruktion des Körpers“ führen und in diesem Zuge auch zu einer Auflösung geschlechtstypischer Zuschreibungen. Unter dieser Fragestellung hat Lübbe eine Reihe von Kommunikationsformen im Internet untersucht: Chat- und Newsgroupkulturen, MUDs, Chatterbots, Nutzungskulturen. Das Buch ist eine sehr gut lesbare soziologische Studie. Die Schwäche des Buches liegt im Theorieanteil, in dem die Autorin einen Überblick über Gendertheorien gibt. Cyberfeministische Theorien kommen dabei erstaunlich kurz vor, Queerdebatten finden keine Berücksichtigung. Philosophisch-anthropologische Theoriebezüge, zu Plessner oder Schmitz, bleiben an der Oberfläche und werden kritiklos verwendet. Die Stärke des Buches liegt in seinen soziologischen Analysen und dem Zusammentragen von kommunikationssoziologischem Material unter Genderaspekten. Denn Netzkommunikation scheint sich durch „Anonymität“ und „Körperlosigkeit“ auszuzeichnen. Kleidung und andere körperliche Repräsentanzen spielen auf den ersten Blick keine so große Rolle wie in der nichtvirtuellen Realität. Lübbe belegt hingegen mit umfangreichem Material, dass die internetbasierte Kommunikationswirklichkeit häufig eine andere ist. So lassen sich bei der Nutzung des Internets hinsichtlich Häufigkeit, Dauer, Art der Angebotsnutzung, der Themen nach wie vor deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen, wenngleich sich bei Kindern und Jugendlichen eine Aufhebung der Unterschiede abzeichnet. Aber auch in dieser Gruppe nutzen Jungen (noch) intensiver als Mädchen. Gravierend sind die Unterschiede hinsichtlich der Themennutzung von Frauen und Männern. Hier reproduziert sich deutlich geschlechtstypisches Ver-

halten: Männer beschäftigen sich zum Beispiel mit: Börse, Sport, dem Schreiben eigener Programme, Homepagegestaltung; Frauen zum Beispiel mit: Kochen, Onlineshopping. Wobei zu bedenken ist, dass das Herantreten an den Untersuchungsgegenstand „Gender“ selbst überlagert ist von geschlechtstypischen Vorstellungen, die dann möglicherweise auf diese Weise reproduziert und in die Analyse hineingespiegelt werden. Sehr deutlich zeigt Lübbe diese Problematik an der Sprachverwendung in Mailinglisten: hier reicht das Verwenden eines eindeutig geschlechtsspezifisch zuordbaren Namens und einer vermeintlich geschlechtsspezifischen Sprache, um als genau das Geschlecht identifiziert zu werden, als welches sich die Person ausgibt. Das Gender-Swapping, das Hin- und Herbewegen in und Spielen mit Geschlechterrollen, findet insbesondere in den MUDs statt, das heißt in „Multi-User-Dimensions“. Dabei handelt es sich um „virtuelle, sehr komplexe, textbasierte Rollenspiele“, meistens simulierte Science Fiction- oder Fantasywelten (51). An diesen Spielen beteiligen sich sehr viel mehr Männer als Frauen. Männer übernehmen dabei oft Frauenrollen. Rollentausch, auch wenn er auf der Basis „klassischer“ Rollenzuschreibungen erfolgt, hat für Lübbe dennoch ein emanzipatorisches Moment: „Herauszustellen gilt, dass eine Person in ihrem Online-Charakter Selbst-Aspekte realisieren kann, die im Leben außerhalb des Netzes unterrepräsentiert sind. Personen statten sich mit sozial heiklen oder nicht anerkannten Attributen aus, inszenieren sich jenseits ihres Alltagsgeschlechts und können daraus resultierende Konsequenzen betrachten“ (53). Interessant ist Lübbes Ergebnis, dass Rollentausch, Rollenspiel mit den traditionellen Geschlechtern vielfach akzeptiert wird, aber das Erfinden neuer Geschlechter nicht toleriert wird, auch nicht in Transgender- und Homosexuellenräumen. Eine besonders detaillierte Analyse liefert Lübbe am Beispiel von Chatterbots. Hierbei handelt es sich um virtuell konstruierte Ansprechpartnerinnen, zum Beispiel auf Firmenseiten. Mit diesen Chatterbots können

die KundInnen in Interaktion treten. Es handelt sich um leibhaftige Figuren, die sprechen können bzw. im Chat reagieren und deren Antworten und Fragen differenziert programmiert sind. Die Untersuchung dreier Chatterbots, eines weiblichen, eines männlichen, eines neutralen, ist hinsichtlich der Dekonstruktionsfähigkeit der neuen Kommunikationstechnologien ausgesprochen ernüchternd: Die Chatterbots reaktivieren traditionelle Geschlechtstypiken, bezüglich Höflichkeit, offensives/defensives Verhalten, u.a. und lassen bereits überholt geglaubte Geschlechtstypiken

wieder aufleben. Dabei ruft die Autorin auch in Erinnerung, dass hinter jeder Technologie leibhaftige Menschen, in der Informationstechnologie vorrangig im Bereich des Programmierens Männer, stehen. Diese haben das verinnerlicht, was gesellschaftlich hergestellt wird, womit sich mir dann die Frage nach Bildungs- und Umbildungsprozessen stellt: die lassen sich eben nicht einfach programmieren!

Heike Weinbach (www.philopraxis-mediation.de)

4 Detlef Staude (Hg.)
Lebendiges Philosophieren.
Philosophische Praxis im Alltag
 Transkript Verlag, Bielefeld 2005
 ISBN 3899423631

Philosophische Praxis ist erst zwei Jahrzehnte alt, so im Vorwort der sehr interessanten und ansprechenden Sammelpublikation. Ausgehend von Gerd B. Achenbach, der im deutschsprachigen Raum diese Weise des miteinander Philosophierens initiierte oder in Anlehnung an Sokrates wiedererweckt hat und ihm eine neue Bedeutung verlieh, sind die Formen dieser Praxis gegenwärtig sehr vielfältig: philosophische Gesprächsgruppen, philosophische Beratung, philosophisches Reisen, philosophische Cafés, philosophische Lehrgänge, philosophische Fotografie etc. Die nun vorliegende Publikation enthält eine Fülle von Ansätzen, Überlegungen und vor allem Darstellungen praktizierter Formen des gemeinsamen Philosophierens. Die einzelnen Beiträge – verständlich und der Sache angemessen zumeist sinnlich formuliert – vermitteln, was und wie von Philosophie außerhalb akademischer Felder gelernt werden kann und inwiefern philosophische Praxis zur Gestaltung des eigenen Lebens beizutragen imstande ist. Im Mittelpunkt steht das Miteinander des Reflektierens, Nachdenkens und Debattierens sowie die Möglichkeit, voneinander zu lernen.

Gerade der Aspekt des Voneinander-Lernens als Prozess des Miteinanders gibt der philosophischen Praxis einen brisanten Geschmack. Sie zeichnet sich so über das philosophische Staunen, der Muße als Notwendigkeit des Philosophierens und dem Erkenntnisinteresse durch eine Lebendigkeit und Kreativität aus, die nur im Miteinander und aufgrund der Pluralität der Teilnehmenden entstehen kann. In diesem Sinne liegt der eigentliche Erfolg etwa einer philosophischen Reise, in der sich die Teilnehmenden selbst den Weg weisen, im kommunikativen Prozess (Peter Vollbrecht). Den Teilnehmenden kommt der Status des Gastes zu, der ein Recht darauf hat, als solcher behandelt zu werden. Und so eröffnet der Moderator eines philosophischen Cafés seinen Gästen eine einladende Zugangsweise zur Philosophie und gibt den vielfältigen Meinungen

Raum: „wer ins Philosophische Café geht, hat die Chance, ein intellektuelles Bad in der Pluralität zu nehmen“ (Peter Vollbrecht). Auch in den philosophischen Gesprächsgruppen wird das Interesse an Erkenntnis (*sophia*-Aspekt der Philosophie) stets durch den Wunsch nach Austausch, Anregung und nach einem gemeinsamen Gespräch (*philos*-Aspekt der Philosophie) getragen: „hier braucht es innere Ruhe, Aufmerksamkeit, Offenheit und letztlich (...) Liebe“ (Detlef Staude). Damit korrespondiert der philosophische Lehrgang, insofern hier der Dialog und das gemeinsame Erarbeiten ins Zentrum des gemeinsamen Philosophierens gerückt wird (Detlef Staude).

Philosophische Praxis richtet sich immer wieder auf bestimmte Zielgruppen. Das Spektrum ist breit gestreut, ihr Charakteristikum aber besteht darin, Fachleuten zu sein und vor allem, Interesse zu haben. Näher beschrieben werden philosophische Seminare mit Menschen, die berufliche Leitungspositionen einnehmen (Richard Egger) oder Philosophieren mit Kindern (Eva Zoller Morf). Zweiteres – in den 1970er Jahren in den USA konzipiert – nimmt innerhalb der philosophischen Praxis zentralen Stellenwert ein. Denn die Neugierde auf das Leben und die gemeinsame Freude am Selberdenken mit und bei Kindern zu schüren, bedeutet ein pädagogisch-politisch-philosophisches Konzept zu verfolgen, das Immanuel Kant für Erwachsene festgehalten hat: „Sapere aude! Wage, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen“ und in diesem Beitrag erweitert formuliert „(...) anstatt Dich auf Autoritäten aller Art zu verlassen“ (Eva Zoller Morf). Diese Intention gilt nicht nur Kindern. Die philosophische Beratung heilt nicht (wie die Psychoanalyse), vielmehr ist sie ein Hineintauchen in das Leben, ist nicht nur *theorein* (Betrachtung), sondern *vita activa* (aktives Leben) und zeigt so „(...) Möglichkeiten auf, spornt das Gegenüber zum Selberdenken an; kann Orientierung sein und Entscheidungen in wichtigen Lebensfragen unterstützen“ (Martina Bernasconi).

Die Inhalte philosophischer Praxis sind mannigfaltig. Lesende erfahren, dass über Konzeptionen von Philosophen und Philosophinnen nachgedacht und geredet wird, Logik und Kommunikation (Bernhard Schneider) den Gegenstand der Auseinandersetzung bilden, das Thema Arbeit im Spannungsfeld von historischen Auffassungen und gegenwärtigen Problematiken (Willi Fillinger) zur Dis-

kussion steht oder der Sinn des Lebens befragt wird (Harry Wolf). Dabei geht es nicht um vorschnelle Antworten, nicht um die eine richtige Antwort, nicht um schulmeisterisches Belehren. Vielmehr ist es der philosophischen Praxis um die Verbindung des Voneinander-Lernens und des Fragens bzw. Befragens zu tun: „auf jeden Fall ist es undenkbar zu philosophieren, ohne von Fragen geleitet zu werden“ (Dominique Zimmermann). Das die Antworten lange Zeit brauchen, vermittelt bereits Friedrich Nietzsche, wenn er schreibt: „Die Frage nach dem Sinn des Lebens wird einige Jahrhunderte brauchen, um auch nur vollständig und in all ihrer Tiefe hinein *gehört* (Hvh. G.P.) zu werden“.

In dem sehr gelungenen Sammelband wird zwar die Wichtigkeit des Ortes erwähnt, wo philosophisches Sprechen und Denken zur Entfaltung kommen kann: Orte, die „(...) mit ihrer Geschichte oder ihrer besonderen Atmosphäre das jeweilige philosophische Thema mit einem *genius loci* aufladen“ (Peter Vollbrecht). Doch lassen die einzelnen Beiträge keine Zweifel entstehen, dass Philosophieren allerorts möglich ist. Es ist da möglich, wo Menschen Interesse daran haben, gemeinsam nachzudenken, zu reflektieren, selbständig zu denken und sich über das Gedachte auszutauschen. Die Philosophierenden lernen mit anderen für sich und richten ihren Sinn auf die Welt. Und jene, die phi-

losophische Cafés, philosophische Gesprächsrunden oder Seminare moderieren, lassen sich von einer Lebendigkeit leiten, bringen ihre eigene Person, ihr eigenes Leben, ihre Erfahrungen in das Gespräch und zeigen damit, „dass das Leben von philosophisch Praktizierenden exemplarisch für die Verbindung von „Erwerbswelt“ und „Privatleben“ steht, was die übliche Trennung dieser Bereiche denkwürdig macht“ (Dominique Zimmermann).

Das Nachdenken darüber, ob es das reguläre Berufsbild des praktischen Philosophen/der praktischen Philosophin geben kann und ob es dafür eine spezifische Ausbildung geben muss (Thomas Gutknecht) zeigt, dass diese Diskussion im Gange ist und lässt erschrecken. Denn es erinnert an den Verlust der Lebendigkeit und Kreativität, die neu entstehende Praxen in ihren Anfängen zumeist bergen. Durch ihre institutionalisierten Regelungen verlieren sie diese Lebendigkeit und Kreativität und evozierten eine Einteilung zwischen Menschen: zwischen jenen, die Regeln und Techniken etc. vorgeben und jenen, die sie befolgen müssen, um dem vorgegebenen Berufsbild zu entsprechen.

Gudrun Perko

5 Gudrun Perko
Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen des plural-queeren Denkens
 PapyRossa Verlag, Köln 2005
 ISBN 3-89438-336-4

Queer-Theorien kommen aus den USA und wurden im deutschsprachigen Raum übernommen. Sie sind keine einheitlichen Theorien, sondern bilden ein offenes Denk- und Handlungsprojekt. Vielfältige Tagungen, Festivals und Filme zeugen davon. Mitunter erscheint es sogar, als würde Queer beliebig auf alle Felder der Wissenschaft und des Handelns übertragbar sein, wenn z. B. eine Tagung, die sich mit Fragen disziplinären Vernetzens als Queere-Tagung angekündigt wird. Es scheint der Versuch eines Spagats, der nicht recht gelingen will zwischen einer Praxis, die sich queer entwickelt und einem akademischen Feld, dass die Eingangstür zur Theorie nur spaltbreit und zögerlich öffnet.

Mit ihrem Buch „Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen des plural-queeren Denkens“ greift Gudrun Perko die gegenwärtigen Diskurse und Handlungsfelder um Queer in der BRD und Österreich auf und legt das in dieser Form im deutschsprachigen Raum erste Buch dazu vor. Sie erläutert zunächst, was Queer-Theorien bedeuten und bildet zwei analytische Kategorien, um die Kontexte zu zeigen, in denen der Begriff Queer gebraucht wird. Das sind zum einen der (feministisch)-lesbisch-schwul-queere Gebrauch und zum anderen der lesbisch-schwul-bi-trans-

gender-Gebrauch. Aus diesen Kategorien bildet sie ihr eigenes neues Konzept des Plural-Queeren und entwickelt es in ihrem Buch. Queer-Theorien, wie sie bislang diskutiert werden, werden von ihr so um eine wesentliche Kategorie, die plural-queere Kategorie erweitert. Diese richtet sich radikal gegen das dichotome Denken mit all seinen negativen Folgen wie Ausgrenzung und Marginalisierung. Perko schafft dafür in dem vorliegenden Buch einen Rahmen und bindet die plural-queere Denkrichtung in einen ethischen, politischen und logischen Kontext ein. Damit öffnet sie Grenzen queerer Theorien und Handlungsfelder und überschreitet die Grenzen von Sex, Gender und Begehren. Sie entwickelt das Ethos der Anerkennung als queere Ethik, die Politik der Autonomie als queeres Politikverständnis und zeigt, dass Queer-Theorien mit ihrem magmalogischen Gehalt das Identitätslogische Denken zu überschreiten suchen. Das Buch schließt mit einem historischen Exkurs ab, indem sie den Bogen der Entstehung des Begriffes Queer aus der Bürgerrechtsbewegung und Schwarzen- sowie migrantischen Befreiungsbewegung bis in die zwanziger Jahre Berlins spannt. Damit ermöglicht sie, die Entstehung des Begriffes und die Ursprünge queerer Bewegungen nachzuvollziehen. Hier greift Gudrun Perko die Kritiken an (weißen)feministischen Theorien und am Handeln in (weißen)feministischen Kontexten auf und lässt diese Debatten der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts Revue passieren. Damit verweist sie zugleich auf die Gefahren, die „neue“ Theorien und „neues“ Handeln in sich bergen, mit denen zwar Grenzen überschritten, doch auch bestehende Strukturen von Ausgrenzung reproduziert

werden können. Hier greift sie auch die aktuellen Kritiken an Queer-Theorien und an der queeren Bewegung auf und bindet sie in ihr Konzept des Plural Queeren ein.

Ganz im Sinne von Queer selbst, dessen Begrifflichkeit sich in der Theorie der Eindeutigkeit entzieht und in der Ambiguität Uneindeutigkeit bedeutet sowie in der Praxis uneindeutigen Identitäten folgt, entzieht sich die Theorie des Plural-Queeren eindeutiger Begriffs- und Identitätsbildungen im herkömmlichen Sinne. So führt Perko hier aus dem Identitätslogischen und damit aus einem Denkschema heraus, welches mit der Idee der Moderne von Nationalstaatlichkeit an seine Grenzen gestoßen ist. Gudrun Perko beschreibt Queer-Theorien mit dem plural queeren Ansatz als umfassende Gesellschaftstheorie, die sich gegen die Ausgrenzung und Marginalisierung von einzelnen Subjekten und Gruppen von Menschen wendet. Sie zeigt, wie mit dieser Theorie die Strukturen der Ausgrenzung und deren Mechanismen der Reproduktion erkannt und ein

neuer Umgang mit der konfliktualen Pluralität gegenwärtiger Gesellschaften auf allen Ebenen im demokratischen Raum eröffnet werden können.

Das Buch ist kein bloßes Beschreiben der vorhandenen Theorien, vielmehr ermöglicht es Lesenden, sich vertiefend mit unterschiedlichen Perspektiven zu Queer-Theorien auseinanderzusetzen. Es ist ein sehr lesenswertes Buch, das den Leser und die Leserin fordert ohne zu überfordern.

Anmerkung:

Über das Buch spricht Perko in:

<http://audiothek.philo.at/modules.php>

Hakan Guerses spricht mit Gudrun Perko über ihr neues Buch „Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens“. Radio Orange, Wien, gesendet am 07.09.2005

Leah Carola Czollek

**6 Gudrun Perko/ Leah Carola Czollek (Hg.)
Lust am Denken. Queeres jenseits kultureller
Verortungen. Das Befragen von Queer-Theorien und
queerer Praxis hinsichtlich ihrer Übertragbarkeit auf
verschiedene gesellschaftspolitische Bereiche**

PapyRossa Verlag, Köln 2004

ISBN 3-89438-294-5

Während die Aneignung von *queer* im angloamerikanischen Raum aufgrund der historischen Genese des Begriffs und dessen Konnotation mit sozial geächtetem bis hin zu straffälligem Verhalten auf eine widerständige Bewegung mit weitreichenden politischen Intentionen verweist, läuft *queer* in deutschsprachigen Ländern nicht nur Gefahr, ausschließlich im Bereich von Sexualität und Begehren, sondern auch als eine Art modischer Zeitgeist bestimmter gesellschaftlicher Gruppen wahrgenommen zu werden.

Gudrun Perko und Leah Carola Czollek machten sich daher auf den Weg, *queer* vom Kopf auf die Füße zu stellen und nach den Möglichkeiten einer *Verqueerung* unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche und Wissensformen zu fragen. Das Ergebnis ist ein vielschichtiger Band, dessen

AutorInnen ein gemeinsames Anliegen verbindet: *queer* über die Grenzen von Geschlecht und Begehren hinaus weiter zu gehen. Die einzelnen Beiträge markieren dabei Orte, von denen aus mehr oder weniger behaglich über (kulturelle) Ortlosigkeit und über das „Kratzen am gesunden Menschenverstand“ (Heiko Kleve) nachgedacht werden kann. Der Entwurf einer Magmalogik als transformative Erweiterung von Queer (Gudrun Perko) findet ebenso Platz wie die Kritik an medizinisch-rechtlichen Diskursen und Praktiken zu Intersexualität (Elisabeth Holzleithner und Kati Danielczyk) oder Erfahrungen mit transgressiver Mediation (Ed Watzke). Die Infragestellung von Identitäten – eines der zentralen Anliegen von Queer-Theorien – stößt dort an Grenzen, wo Diskriminierung und Verortung durch die Mehrheitsgesellschaft zur alltäglichen Realität gehört und ein Subjekt der Repräsentation zur Bedingung politischen Handelns wird: Dies ist vor allem in den Beiträgen der AutorInnen spürbar, deren Erfahrungen durch Migration geprägt sind. Dass an dieser Stelle dennoch weiter gedacht wird, ist eine der großen Stärken dieses Sammelbands.

Waltraud Schlögl

Triolog zum Thema (Un-)Sichtbarkeit von Transgender an der ASFH

Gesprächsteilnehmende: Jan, Kerstin, Sam

Jan: Mein Name ist Jan. Ich studiere im 4. Semester Sozialpädagogik/Sozialarbeit, noch auf Diplom, das gute Alte. Ich bin Transgender und fühle mich der Transgender- und Lesbenszene zugehörig.

Was die Sichtbarkeit/Unsichtbarkeit von Transgendern an der ASFH betrifft, gibt es ein paar Überlegungen und Gedanken, die mir dazu einfallen.

Ich denke, dass man von vielen der Studierenden/Lehrenden – sicher nicht von allen! – erst mal durch die heteronormative Brille betrachtet wird. Das wiederum heißt, dass ich annehme im Studienalltag als Transgender nur sehr bedingt sichtbar zu sein. Natürlich will ich nicht wie ein roter Punkt aus der Menge leuchten. Nur hat man eben oft das Gefühl, wenn um Männer und Frauen geht, dass man dann ausgeschlossen ist. Und das beginnt schon bei der Anrede.

Die strikte, angeblich natürlich vorgegebene Zweigeschlechtlichkeit empfinde ich als verordnet und Ausschluss produzierend. „Blinder Fleck“ ist ein gutes Wort, um dieses Phänomen zu beschreiben. Was nicht benannt wird, existiert auch nicht.

Anders verhält es sich wiederum in bestimmten Phasen oder Situationen, in denen das „Dazwischen-Sein“ offensichtlich wird wie z.B. während einer Namensumstellung. Dass ich mich jetzt hier mit dem Namen Jan vorstelle und nicht mehr als JANA, fällt natürlich auf. Oder wenn ich bei einem Amt an der ASFH meinen Studentenausweis zücke und die MitarbeiterInnen dort sich dann wundern, dass eine Person mit männlichem Erscheinungsbild und weiblichen Papieren vor ihnen sitzt. Das als Beispiel zur Sichtbarkeit in verschiedenen Situationen.

Sam: Ich heiße Sam. Ich studiere jetzt im 1. Semester Soziale Arbeit im Bachelor-Studiengang, und ich definiere mich als new man und Transgender.

Zu Sichtbarkeit, meine eigene Sichtbarkeit, ich lebe meine Transgender-Identität offen. Ich thematisiere Transgender, so weit es möglich ist, während der Seminare oder der Pausen. Es gab von Anfang an schon einige KommilitonInnen, die auf mich zugekommen sind, die das Thema interessierte. Und mit ihnen habe ich mich intensiv ausgetauscht. Während der Seminare ist die Sichtbarkeit von Transgendern überhaupt nicht gegeben. Und da kann ich nur Jan zustimmen, die blinden Flecken sind einfach da. Und ich muss sagen, dass mich diese blinden Flecken ganz schön ärgern und ich versuche, soweit es eben innerhalb der Thematik der Seminare machbar ist, dort einzugreifen und einfach auch zu sagen, dass die Zweigeschlechtlichkeit nicht bindend ist, sondern dass es darüber hinaus auch noch mehr Möglichkeiten an Geschlechtern gibt.

Einen ganz tollen Punkt hat es während einer Vorlesung gegeben. Und zwar hat Herr Müller jemanden eingeladen. Das war Ammo von ABqueer, der zu queer und Transgender referiert hat. Er erzählte uns, es gäbe ca. 10 % Menschen, die sich entweder schwul, lesbisch, bi oder Transgender definieren, wobei, Transgender ca. 0,1 % dieser 10 % ausmachen. Viele der KommilitonInnen sind sehr hellhörig geworden, für andere war der Vortrag eine neue Sicht auf Geschlecht. Herr Müller gab uns mit auf den Weg, wir sollten uns nicht so sicher sein, dass nur Männer und Frauen im Audimax saßen, die neben uns Sitzenden könnten sich auch anders definieren. Diejenigen, die wissen, dass ich vorher ein paar Semester Gender studiert habe und eben halt als Transgender lebe, sind danach auf mich zugekommen und haben gefragt, kannst du mir das mal erklären, wie war das denn mit ... Leider ist immer so wenig Zeit, dass ich nicht tiefer in die Thematik reingehen kann und in dieser Beziehung würde ich gern noch ein bisschen mehr machen und habe schon das Transgender-Netzwerk Berlin angesprochen, das auch Beratung und Fortbildung anbietet. Die könnten sich durchaus vorstellen, an der ASFH vielleicht einmal so ein Kolloquium oder einen Workshop anzubieten für diejenigen, die es interessiert.

Auf der einen Seite ist die Sichtbarkeit da, ich werde so wahrgenommen wie ich bin, eben halt als Transgender. Auf der anderen Seite wird es aber auch völlig ausgeblendet, was auch gut so ist. Ich werde einfach, was auch Jan vorhin schon gesagt hat, mit dem ersten Blick einsortiert, nämlich männlich. Was ja auch immer im Gesamtkontext gesehen relativ gut ist, insofern, dass es dann erst einmal einfacher ist, zu agieren.

Kerstin: Hallo, ich bin Kerstin und studiere im 7. Semester hier an unserer Fachhochschule. Ich fühle mich der Transgender- und Lesben-Szene zugehörig und gehe auch öfter als Drag King raus. Als ich von dem Artikelthema hörte, habe ich überlegt, inwieweit ich überhaupt an der Fachhochschule sichtbar sein möchte. Im Alltag stellt sich für mich die Frage nach einer äußerlichen Sichtbarkeit nicht und letztendlich möchte ich auch kein Erkennungszeichen haben. Was sollte das denn auch sein? Es hat mich auch eher an schlimme deutsche Zeiten erinnert und in dem Sinne möchte ich also auch nicht künstlich sichtbar sein. Wenn es durch Kleidung zufällig erkennbar ist, na gut, aber da gibt es ja doch relativ viel Offenheit. Wenige denken dann direkt an Transgender-Menschen. Sichtbarkeit ist für mich eher ein Thema im Sinne von, die Möglichkeit mit einrechnen, dass nicht alle Menschen nur eindeutig Frau oder Mann sind. Es bedeutet für mich eher, die Diskussion als soziales und politisches Thema auf die Tagesordnung zu bringen.

So hab ich es dann auch in meinem Studium gehalten. Einmal gab es die Möglichkeit für mich, in Sozialisation über die Rollen von Mann und Frau zu referieren. Es entstand damals eine kontroverse Diskussion, wie gleichberechtigt wir nun schon sind und wie gleich wir werden wollen oder auch nicht. Auch über das Thema Macht hätten wir noch länger diskutieren können. Ich hatte das Gefühl, alles war nur knapp angerissen und nur kurz und aus einem Gefühl heraus diskutiert. Im Hauptstudium habe ich als Schwerpunkt ein Antidiskriminierungsseminar gewählt. Da sind die Lesben und Schwulen immer sehr offen und präsent. Eigentlich sind wir das das ganze Studium lang gewesen. Transgender-Menschen gab es nicht in meinem Seminar oder ich hab sie auch nicht sehen können. So war dann das Thema queer und transgender für viele ein interessantes aber neues Thema. Ich habe dann ein recht ausführliches Referat speziell zu Transidentität und Intersexualität gehalten und dieses mit einer kleinen schauspielerischen Einlage den anderen näher gebracht. Es war relativ schwer zu vermitteln, „es sind Leute unter euch und die sind auch nicht irgendwie besonders anders, komisch oder exotisch. Sie sind nicht krank und es besteht auch nicht automatisch eine Behandlungsnotwendigkeit“. Wir haben dann noch geredet und die offene Einstellung hab ich als angenehm empfunden. Ich hatte anschließend jedoch das Gefühl, okay, dieses Seminar von den fünfzehn bis zwanzig Leuten sind jetzt gut informiert, aber was ist dann jetzt mit den anderen an unserer ganzen Schule. Und wie wär's dann für die, die so leben und eventuell auf Studenten/innen treffen, die noch nicht mal die Begriffe kennen?

Jan: Also, ich finde, besser als Kerstin das gerade gesagt hat mit der Unsichtbarkeit/Sichtbarkeit kann man das nicht erklären. Bitte streicht meine ersten (laute Lacher) Ausführungen. Da möchte ich noch einmal beipflichten, ich möchte auch nicht in jeder Situation schreien, ich bin Transgender oder ständig und immer erkennbar sein, aber es geht hier viel mehr um die Möglichkeit, dass es eben noch viel mehr Farben, Formen und Variationen als nur zwei Geschlechter gibt :-). Und dass Ausschluss betrieben wird, wenn man diese Möglichkeit nicht berücksichtigt. (Nickende Beipflichtung durch Sam).

Dann möchte ich mich jetzt zu Netzwerken äußern. Ich denke es wäre super, wenn nicht jeder an der ASFH alleine auf sich gestellt, auf sich angewiesen wäre, sondern wenn es ein Netzwerk, ein SchwulLesbischBiTransgender-Netzwerk geben würde, auf das man zurückgreifen könnte. Wo es Unterstützung und Informationen für alle Interessierten gäbe. Dann müsste sich nicht jeder seine Quellen und Unterstützung alleine suchen müssen.

Bei mir war es so, dass ich die Leute aus den entsprechenden queeren Kontexten eher außerhalb der Hochschule getroffen und sie dort kennen gelernt und hier dann zufällig wiedertreffend habe. Ich würde es sehr begrüßen, wenn es hier einen Anlaufpunkt geben würde, weil ja auch nicht jeder unbedingt das Glück hat, KommilitonInnen außerhalb zu treffen.

Sam: Ja, ich denke es gibt viele Menschen, die einfach eine/n Ansprechpartner/in brauchen, die sich aber erst einmal nicht trauen innerhalb der Universität andere KommilitonInnen anzusprechen. Und wenn es so etwas wie ein queeres Referat gäbe, wo sie sich erst einmal selber irgendwie orientieren können oder fragen können, welche Möglichkeiten sie überhaupt an der Universität haben, wäre das schon einmal ein ganz großer Fortschritt. Ich persönlich finde es schade, dass es kein so ein Referat oder Räumlichkeiten gibt, wo Menschen sich mal zurückziehen und sich eventuell mit Gleichgesinnten mit gleichen Themen austauschen können, sondern vielleicht nach anderen suchen müssen, weil dieses Thema sie gerade interessiert bzw. weil es unter den Nägeln brennt.

Kerstin: Also, in dem Sinne sehe ich auch die Sichtbarmachung. Für mich kann es nur im Sinne von politischer Sichtbarmachung oder Information für die anderen Studierenden an der Schule gehen. Es ist wichtig zu wissen, dass es mehr als nur die binäre Welt gibt. Ich könnte mir auch ganz gut vorstellen, dass solche Räume vielleicht mit den Lesben und Schwulen zusammen genutzt werden, vielleicht sogar auch mit dem ASTA. Wie das dann ganz konkret aussieht, müssten wir dann miteinander beraten. Aber uns geht es darum noch einmal zu sagen, wir wollen uns untereinander kennen lernen, um uns zu solidarisieren und zu stärken (Jan pflichtet bei: genau), aber wir möchten auch gerne Aufklärung für die anderen Studierenden betreiben. Zum einen, damit die Menschen als vollständiger gebildete Menschen in der Gesellschaft leben, und zum anderen weil wir ja die Sozialarbeiter/innen werden, die dann vielleicht an Schulen und Sozialeinrichtungen oder woanders den neuen Wind reintragen und aufgeklärt mit entsprechenden Schüler/innen, Jugendlichen oder Klienten/innen usw. umgehen wollen und sollen. Und wie sollen wir das machen, wenn wir es nicht hier lernen. Wenn wir hier einen Ort hätten, um uns zu treffen, könnten wir uns auch mit anderen Hochschulen vernetzen. Sam, da hast du ja eben schon mal ein Netzwerk erwähnt.

Sam: Ja, genau, es gibt ja an anderen Hochschulen queere Referate oder schwul-lesbische Referate, zum Beispiel an der HU mutvilla, das lesbischwultrans-Referat. Mit denen könnte man sich austauschen und einfach gucken, wie haben die das gemacht, welche Möglichkeiten gibt es überhaupt und was bieten sie an Beratungsangeboten und was können sie uns empfehlen. Man könnte sich dann untereinander austauschen, weil ich denke, dass Studierende der ASFH durchaus interessiert sind an manchen Seminaren oder Vorlesungen an anderen Universitäten, insbesondere gender-studies an der HU. Die Studierenden können sich dann vielleicht über mutvilla dort einklinken und dann das Gelernte auch wieder rückimportieren und uns mit den Informationen und Neuerungen versorgen.

Kontakt:

Sam: saleas13@t-online.de

Veranstaltungen

Titel der Veranstaltung: **Lesben und Gesundheit**
Beschreibung: Lesbische Frauen finden bisher in der Gesundheitsversorgung hierzulande wenig Beachtung. Ausgehend von Ergebnissen der bisher größten deutschen Lesbengesundheitsstudie können wir diskutieren, wie gesellschaftliche Bedingungen die Gesundheit lesbischer Frauen beeinflussen und welche gesundheitlichen Ressourcen und Möglichkeiten lesbisches Leben bietet.
Referentin: Gabriele Dennert
Ärztin, Promotion zu Lesbengesundheit
Administratorin von www.lesbengesundheit.de

Termin: Mittwoch, 01.03.06
Uhrzeit: 19:30 Uhr
Veranstalter: Lesbenberatung
Ort für Kommunikation, Kultur, Bildung und Information e.V.

Kulmer Str. 20a
10783 Berlin
2. Hof, 4. Stock
Tel.: 030-215 20 00, Fax: 030-219 17 009

E-Mail: beratung@lesbenberatung-berlin.de
URL: www.lesbenberatung-berlin.de
Teilnahmegebühr: keine Angabe
Hinweis: Bei Bedarf stellt die Einrichtung eine Gemeindedolmetscherin zur Verfügung. Dazu wird um eine vorherige Anmeldung gebeten.

Titel der Veranstaltung: **Grenzgänge: No Body is Perfect**
Der Umbau des menschlichen Körpers
Beschreibung: Im Mittelpunkt der aktiven Life-Stylings zuzurechnender Techniken steht der Versuch einer gezielten Manipulation, Modifikation und Potenzierung des menschlichen Körpers.
Dem vermeintlichen Zuwachs an Lebensqualität seitens der Betroffenen stehen moralische Bedenken hinsichtlich zwanghafter gesellschaftlicher und kultureller Anpassung gegenüber. Gibt es moralische Grenzen der Selbst- und Fremdverfügung über den menschlichen Körper? Was darf ich selbst, was dürfen andere meinem Körper antun? Bei dem Versuch einer Beantwortung dieser Fragen wird rasch deutlich, dass bislang geeignete Maßstäbe fehlen, die eine genauere Grenzziehung zwischen Therapie und Enhancement, d. h. zwischen medizinisch sinnvollen Anwendungen und deren oft übertriebenen Auswüchsen möglich machen würden.
Referentinnen: Kurt Bayertz, Christoph Menke und Anne Hamker (alle angefragt)

Termin: Mittwoch, 15.03.06
Uhrzeit: 19:00 bis 21:00 Uhr
Veranstaltungsort: Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin (Raum: Galerie)
Veranstalter: Grüne Akademie der Heinrich-Böll-Stiftung in Kooperation mit dem MenschenRechtsZentrum in Potsdam

Rosenthaler Str. 40/41, Hackesche Höfe
10178 Berlin
Tel.: 030-28534-117

Ansprechpartnerin: Annette Maennel
E-Mail: maennel@boell.de
URL: www.boell.de
Teilnahmegebühr: keine Angabe